

HANS FAHRMBACHER

DAS K. BAYERISCHE
ARMEE-MUSEUM

MÜNCHEN

VERLAG GEORG D. W. CALLWEY

41

Ar 8



Gedenktafel im Stiegenhaus
mit Reliefbildnis S. K. Hoheit des Prinz-Regenten Luitpold von Bayern.



DAS
K. B. ARMEE-MUSEUM
VON
HANS FAHRMBACHER

MÜNCHEN • VERLAG VON GEORG D. W. CALLWEY

M 1 Aug

Die photographischen Neuaufnahmen wurden von Hofphotograph C. TEUFEL besorgt, die Klischees von der graphischen Kunstanstalt JOH. HAMBÖCK, der Druck von der königl. Hof-Buchdruckerei KASTNER & CALLWEY, sämtlich in München

Bayerisches Armeemuseum
bayerische Armeebibliothek
Ingolstadt

25524

INHALTS-VERZEICHNIS.

Entwicklungsgeschichte	1—12
Das Gebäude, Aussenseite	13—16
Der Geschützpark auf der Museumsterrasse	16—25
Das Gebäude, Innenräume	25—29
Die Sammlungsbestandteile	30—110
Kuppelhalle	30
Eingangshalle	31
Nördliches Erdgeschoss	
Raum I	34
„ II	42
„ III	52
„ IV	60
„ V	66
„ VI	70
Südliches Erdgeschoss	
Vorraum	75
Raum VII	75
„ VIII	78
„ IX	82
„ X	84
„ XI	87
„ XII	91
„ XIII	93
„ XIV	95
Untergeschosshalle	97
Abteilung für Artilleriewesen (Geschützhalle, Artillerie-Museum)	98
Spezielsammlungen	105

Die Kopfleisten sind den Flachreliefskulpturen am Gebäude, die Schlussstücke den drei Mosaikbildern über der Säulenvorhalle von Professor Marr entnommen.



Entwicklungsgeschichte.

Waffe — welch' geheimnisvoller Zauber schwebt um das Wort: sind doch die seelisch tief eingreifendsten Dinge des Erdenwallens — Sieg oder ehrenvoller Kampfestod — mit ihr verwoben! Kämpfer — Waffenträger zu sein, setzte die Weltordnung an die Spitze des Menschendaseins; von der Waffe des Hammers, gleichbedeutend mit dem ersten Werkzeug, das der Urmensch sich schuf, lösten sich alle Kulturwerte der Nachwelt los. Geweiht war die Stelle, wo der Herr des germanischen Hauses in der Halle seinen Waffenhort bewahrte; neben der Kapelle des Burgsitzes schloss in den romantischen Ritterzeiten die Rüstkammer den Ort in sich, den man nur mit gewisser scheuer Ehrfurcht betrat. Geschlechter kamen und gingen; das Rüstzeug der Vorfahren, wenn es auch längst veraltet, gleich Schmuck und Kleinodien zu hüten, verblieb als Ehrenpflicht. Selbst der Geist des schäferspielenden Zeitalters des 18. Jahrhunderts nahm von dem pietätvollen Sinn für die Erhaltung historischen Waffengutes, wie es in den Rüstkammern der Edelsitze oder in den Zeughäusern der Landesfürsten und Städte lagerte, nichts hinweg. Überall tritt diese Tatsache zutage; nicht zum letzten in dem alten München, sowohl in den Gewölben des Stadthauses am Anger, worin der streitbaren Bürgerschaft Kriegswaffen lagerten, vor allem aber in dem grossen, von Kurfürst Maximilian I. um das Jahr 1620 erbauten landesherrlichen Zeughause hinter der „neuen Veste“, auf dem heutigen Marstallplatze. Ohne Mühe lässt sich aus den uns erhaltenen Zeug-

haus-Inventaren ein klares Bild gewinnen, wie es noch zu Ende des 18. Jahrhunderts im Innern der „Zeughausstädel“ ausgesehen hat. Das war keineswegs eine blosse Niederlage zeitüblichen Kriegsmaterials, sondern weit mehr eine regelrechte, ganz in der Weise unserer Zeit malerisch angeordnete Sammlung treu bewahrten Kampfgerätes aus alten, glorreichen Tagen, von Rüstungen, Picken, Streitkolben, Sturmhauben, Blankwaffen, Stech- und Schiesszeug aller Art. Als Glanzpunkte stechen waffliche Andenkenstücke an streitbare Wittelsbacher hervor, so das 16 Pfund schwere Schlachtschwert Herzog Christoph des Starken, der „hussarische“ Harnisch und das Kaskett Max Emanuels, des Türkenbesiegers, daneben eigentliche Kriegstrophäen, wie die am 12. August 1687 bei Mohacs erbeuteten türkischen Prunk-



C Maximilianische Zeughausanlage von 1620.

zelte; auch ein ausgestopfter Elefant, gleichfalls ein Beutestück aus den Türkenkriegen, wird erwähnt, der später in die zoologische Sammlung des Staates wanderte, wo er sich heute noch befindet. Leicht begreiflich, dass das kurfürstliche Zeughaus mit seinen Schätzen von Kriegsaltertümern eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges für jeden Besucher der Residenz bildete. Von einer weltgeschichtlichen Persönlichkeit ist uns die Kunde aktenmässig überliefert, von Napoleon I., als er im Januar 1806 in München weilte, wobei er sich gelegentlich seiner Besichtigung nebenbei einige ihm besonders wohlgefällige Ross- und Mannsharnische als Geschenk aushändigen liess. Urkundlich nachweisbar lassen sich die Schicksale eines dieser Harnische bis auf unsere Zeit verfolgen, eines Eisenkleides aus dem Jahre 1532, wohl einst Herzog Wilhelm IV. zugehörig, das sich jetzt als Nr. 1198 in der Wallace Collection in London befindet.

Alles zusammengefasst, dies eine darf wohl mit Fug und Recht behauptet werden: wäre uns die alte Zeughausanlage mit ihrem reichen Inventar, so wie uns das Bild aus den alten Zeughausbüchern entgegentritt, erhalten geblieben, bestände die Landeshauptstadt heute ein Waffenmuseum, das

an Fülle des Besitzes mit den gleichartigen Sehenswürdigkeiten Europas nicht nur getrost in Wettbewerb treten könnte, an Reiz urechtester Bodenwüchsigkeit die meisten weit übertreffen würde.

Nicht Kriegsnot und rohe Feindesgewalt haben den Untergang dieses Heimatschatzes verschuldet. Ohne Schaden hatte er den Einmarsch des Schwedenkönigs Gustav Adolf im Jahre 1632 überdauert. Zweimal, in den Jahren 1705 und 1742, war das Zeughaus zwar von den österreichischen Truppen seiner zeitgemässen Kriegsvorräte beraubt worden, bei den „Antiquitäten und Kriegsrüstungen, welche mehr zur Zierde als militärischem Gebrauch gegenwärtiger Zeiten dienlich sind“ kaiserlicher Spezialordre zufolge jedoch beide Male „jede Extradierung“ ausgeschlossen geblieben. Erst in dem schicksalschweren Jahre 1800, da die französischen Republikaner die Landeshauptstadt besetzt hielten, brach über den landesherrlichen Schauwaffenbesitz das erste Verhängnis herein. Doch auch jetzt noch schützten glückliche Umstände vor einschneidenderen Verlusten. Verkaufswert bot die alte Ware an Ort und Stelle nicht; zum Fortschaffen des ganzen Bestandes fehlten die notwendigen Fahrzeuge. So waren es schliesslich von dem historischen Zeuggut nur zwei silberne Kanonenstückel und Pauken, und etwa hundert besonders schön verzierte Eisenhauben, Musketen und namentlich Stangenwaffen, die der Abführung der beschlagnahmten aktuellen Kriegsvorräte nach Paris einverleibt wurden; gegenüber dem Reichtum des Zurückgebliebenen ein kaum nennenswerter Schaden, ja insofern vielleicht eher eine glückliche Fügung, als auf diese Weise eine Anzahl hervorragend schöner, durch das landesfürstliche Wappen als einstmaliges bayerisches Eigentum gekennzeichnete Waffenstücke, deren Gattung in der Heimat vollständig verschwunden ist, im Pariser Artillerie-Museum für die Nachwelt gerettet wurden und so dem sachkundigen Beschauer doch immerhin noch von ihrem einstigen Münchener Dasein und der Art altvaterländischer Waffenzier erzählen.

Um so vernichtender gestaltete sich der Schlag, der wenige Jahre später aus eigenen Machtsphären auf die alte Zeughausanlage vom Jahre 1620 herniederfuhr. Um das Jahr 1807 war nämlich der Oberstallmeister des Königs, der Freiherr von Kessling, mit seinem eifrig verfochtenen Plane, auf dem Zeughausareale den Kgl. Marstall unterzubringen,

glücklich durchgedrungen. Die Zeughausstädel mit Ausnahme des nördlichen und des südlichen Querbaues (heute die sogenannte „goldene Remise“ und jetzige Oberstallmeisterwohnung) verwandelten sich in Stallungen; als neues Zeughaus wurde die im Süden anstossende Saliterraaffinerie und das Kgl. Dörrhaus am Kosttor eingerichtet. Bei der Unzulänglichkeit der neuen Räume, die kaum genügten, den notwendigsten Bedarf an Truppenarmaturen zu bergen, konnte nur ein verschwindend kleiner Teil der Altertümer auf den Vorplätzen und in einigen Verschlagen untergebracht werden, die grosse Masse, vor allem das viele Harnischzeug — erst 1802 waren



Zeughaus am Kosttor.

noch die Schätze der alten Neuburger Rüstkammer hinzugekommen —, blieb obdachlos. In dieser Verlegenheit kam der Zeughaus-Hauptdirektion die dem Umsturzeiste der französischen Republikaner von 1800 abgelauschte, unter dem Einflusse des Klassizismus zur allgemein gesellschaftlichen Anerkennung emporgehobene Anschauungsweise: in dem alten Eisen nur lächerliche Zeugen des glücklich überwundenen Feudalstaates zu erblicken, zur guten Stunde. Was Jahrhunderte lang pietätvoller Sinn treu bewahrt hatte, übergab man skrupellos dem Händler, dem Eisenhammer und der Schmelze. Aus dem hiedurch gewonnenen Roheisen lässt die Volkssage einen Teil des Gitters um den heutigen botanischen Garten geschmiedet sein.

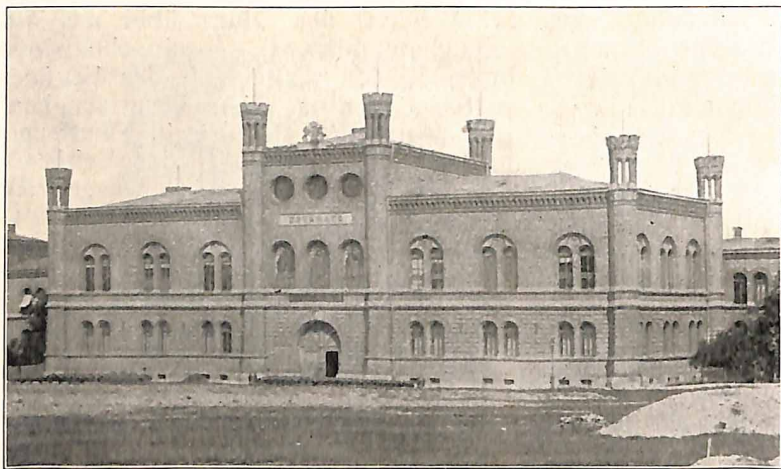
Gleichfalls in den Beginn des 19. Jahrhunderts fällt auch die Verschleuderung des Inventars der Leibharnischkammer

in der Landshuter neuen Residenz. Lieber nicht daran zu denken, wie so manches Kunstwerk der einheimischen Plattnerzunft, vornehmlich der Meister Sigismund Wolf und Franz Grossschädel, jener Hauptlieferanten für die spanischen Majestäten Karl V. und Philipp II., jetzt von unschätzbarem Werte, damals brutal zerstört worden sein mag. Ein Glück, dass einigen ihrer Hauptarbeiten, den in der Armeria zu Madrid verwahrten Prunkrüstungen ein besseres Schicksal beschert ward und uns wenigstens dort das aufs feinste ausgeprägte Stilempfinden des Landshuter Kunstgewerbes des Renaissancezeitalters vor Augen gerückt wird.

Schonender zog der Wechsel der Dinge über das alte städtische Münchener Zeughaus hinweg, — sein ehemaliger Besitz bildet den Grundstock der Waffenhalle des heutigen Nationalmuseums, — während das nach dem Ersatzzeughaus am Kosttor überführte militärische historische Waffengut der im Zeitgeiste gelegenen Gleichgültigkeit der Behörden gegen Antiquitäten jeder Art auch fernerhin ausgeliefert blieb. Künstler kamen und holten sich ihren Bedarf zu Aufzügen und Festen; der Hoftheatergarderobier staffierte seine Landsknechtstatisten aus dem Zeughause aus, und vollends im Jahre 1859 wurde der Geheime Rat von Aretin ermächtigt, die wertvollsten Stücke, vor allem das gesamte bessere Harnischzeug, für das eben neu begründete Nationalmuseum in Beschlag zu nehmen. So prangen heute die kostbarsten heeresgeschichtlichen Andenkenstücke, wie der Wolf Dietrich-Harnisch, die hussarische Rüstung Max Emanuels, die Galawaffen der Kgl. Leibgarden und vieles andere in den Hallen des Nationalmuseums statt in der Waffensammlung der Armee. Im Militärbesitze verblieben schliesslich nur mehr die Restbestände des aus seinerzeitigen Massenerlieferungen hervorgegangenen plumpen Kommisswehrrzeugs, und auch diese ereilte Anfang der sechziger Jahre neuerdings das Missgeschick, wandern zu müssen, ohne dass hiefür eine entsprechende Unterkunftstätte bereit stand.

Der Ausbau der Maximilianstrasse hatte nämlich den raschen Abbruch der Zeughausstädel am Kosttor notwendig gemacht. Zwar war durch Allerhöchste Entschliessung vom 21. Januar 1861 der Bau eines neuen Zeughauses auf dem Oberwiesenfelde bereits genehmigt, aber noch nicht in Angriff genommen. So musste einstweilen ein Zeughaus-Wagenschuppen auf dem Oberwiesenfelde die obdachlosen Antiqui-

täten beherbergen. Zum Schutze gegen den Rost versah man die Metallteile mit einem Anstrich von Eisenlack, die Fahnen wurden gerollt und in ein grosses Fass verpackt, wo sie zwei Jahrzehnte lang in stiller Verborgenheit ruhten und fast der Vergessenheit anheim fielen. Über sechs Jahre währte es, bis in dem Unterkommen des alten Kampfgerätes eine Wandlung dieses misslichen Zustandes eintrat, dank dem glücklichen Gedanken des Geniehauptmanns Friedlein, in dem nach seinen Plänen erbauten neuen Zeughause auf dem Oberwiesenfelde, in Anlehnung an das Wiener Arse-



Zeughaus auf Oberwiesenfeld.

nal, das ganze Obergeschoss des kastellartig vorspringenden Mittelbaues als eine dreischiffige Halle zunächst zur Aufnahme der Musterwaffen und Modellsammlung des Konservatoriums der Zeughaus-Hauptdirektion vorzusehen, die sich in der Folge denn auch zur Hinterlegung des in den verschiedensten übrigen Zeughäusern des Königreichs noch vorhandenen, zum Teil sehr wertvollen historischen Rüstzeugs, einschliesslich der Münchener Überbleibsel, als natürliche, würdige Heimstätte anbot.

Untrügliche Zeichen gestatten uns übrigens, die um diese Zeit sich bemerkbar machende Wiederaufnahme der Fürsorge für die Waffenaltertümer mit einem seit Anfang der

sechziger Jahre auf dem Gebiete der Heeresgeschichtsschreibung in hocheureilicher Weise neu aufgeblühten Sinne für die Pflege der Tradition in Zusammenhang zu bringen; in erster Linie fand sie in der von König Maximilian II. verfüigten Abfassung einer bayerischen Kriegs- und Heeresgeschichte ihren markantesten Ausdruck. Um das Jahr 1868 waren die ersten Bände des grosszügig angelegten Werkes ihrem Abschluss nahe. Hauptmann Würdinger vom 3. Infanterie-Regiment hatte den Zeitraum von 1347 bis 1506 bearbeitet. Als Nebenstudium war es das fast noch völlig brach liegende Gebiet der historischen Waffenkunde, das Würdinger von Jugend auf mit besonderer Vorliebe pflegte. Nicht umsonst war das altertümliche Burghausen sein erster militärischer Standort gewesen.

Wohin immer sein Wort zu dringen vermochte, gab er Anregungen, die der Schonung und Schätzung des historischen Kriegsmaterials galten. Schon begann sein Gedanke zur Gründung einer historischen Waffensammlung im Zeughause auf dem Oberwiesenfelde Kreise zu ziehen, da brachte der Ausbruch des Krieges von 1870 alle Pläne der geschichtsfreudigen Bewegungsperiode zum jähen Abschluss. Nach der Heimkehr aus dem Felde aber galt es in die Zukunft zu sehen, die Heeresorganisation zu kräftigen, nicht der Vergangenheit nachzuhängen. Wieder machte sich das Verfahren breit, jedem, der Wünsche auf die Erlangung historischen Kampfgerätes aus dem Zeughause hegte, zu Willen zu sein; so stattete noch im Jahre 1876 das Germanische Museum in Nürnberg seine Waffensammlung reichlich mit Militärgute aus. Erst gegen Ende des Jahrzehntes begann die Erkenntnis von der Wichtigkeit der Pflege armeerogeschichtlicher Überlieferung bei massgebenden Persönlichkeiten wieder Wurzel zu fassen. Mit ihr erhielt auch die Absicht, die inzwischen durch Aufnahme der französischen Kriegsbeute von 1870/71, sowie der Muster und Probestücke der Gewehrfabrik Amberg, der Artilleriewerkstätten und der aufgelassenen Montierungsdepots bedeutend erweiterte Niederlage des Zeughauses auf dem Oberwiesenfeld mit den daselbst verwahrten Trophäen und Altertümern zu einem regelrechten Armeemuseum auszubauen, erneute Kräftigung. Zu einer Verwirklichung bedurfte es schliesslich nur mehr eines äusseren Anlasses, der sich 1879 unerwartet rasch ergab, als gleichzeitig vom Germanischen und vom Nationalmuseum das Begehren laut wurde, die

zwölf historischen Geschützrohre aus dem Augsburger Kugelgarten, die heute die stolze Zier der Terrasse vor dem Armeemuseum bilden, ausgehändigt zu erhalten. „Dem Verlangen könne leider nicht stattgegeben werden, da das Kgl. Kriegsministerium selbst an die Gründung einer der Öffentlichkeit zugänglichen Armeesammlung denke“, lautete der Bescheid.

Bereits am 30. September 1879 stellte der Kriegsminister, General von Maillinger, an die Allerhöchste Stelle Antrag in diesem Sinne; schon am 3. Oktober erfolgte die Genehmigung durch König Ludwig II. Der 3. Oktober 1879 bedeutet somit den Geburtstag des heutigen Kgl. Bayerischen Armeemuseums.

Zur Durchführung der Aufgabe, wissenschaftliche Form in das Gewirre in den Münchener Zeughaussälen zu bringen, kam nur ein Name in Frage, der des schon obengenannten, mittlerweile als Major in den Ruhestand übergetretenen Militärhistorikers Joseph Würdinger. Rasch schritt vom Jahre 1880 ab unter seiner Hand das mühsame Werk der Sichtung des Materials und dekorativen Anordnung der Bestände vorwärts. Am 25. August 1881 konnte die Sammlung als „K. B. Armee-Museum“ der Öffentlichkeit übergeben werden, mit der Bestimmung, „dem Besucher und vor allem dem Soldaten den Waffenruhm und die unter dem angestammten Herrscherhause errungenen kriegerischen Erfolge seiner Vorfahren näher zu rücken.“

Von den drei Haupthallen umfasste die südliche das 16. und 17., die kleinere mittlere das 18. und die dritte nördliche das 19. Jahrhundert. In den Sammlungsbestandteilen der beiden ersten Säle barg sich, was glückliche Umstände aus den Beständen der einst berühmten und wohlgefüllten landes- bzw. reichsstädtischen und fürstbischöflichen Zeughäuser von München, Ingolstadt, Augsburg, Nürnberg und Würzburg von dem Verderben gerettet hatten, von denen sich wiederum die Plassenburger Kriegsbeute als Sonderteil abhob. Die nördliche Halle schloss die Muster- und Modellsammlung, die Kriegsbeute von 1870/71 und die sonstigen Andenkengegenstände der neueren Zeit in sich ein.

Sehr schmerzlich machten sich naturgemäss jetzt die früheren Abgaben an die beiden kulturhistorischen Landesmuseen fühlbar; Ansinnen einer Wiederverlängerung wurde von Seiten der glücklichen Besitzer gerade bei den schwer-

wiegendsten Stücken, wie naheliegend, der Standpunkt energischer Ablehnung standhaft entgegengehalten. So muss die Armeesammlung bis heutigen Tages leider auf jenes charakteristische Hauptmoment verzichten, das ihr eine abschliessende Bedeutung verleihen würde: — der Zentralsammelpunkt für alle armeegeschichtlichen Andenkenstücke und Trophäen — die Zentrallehrstätte für die engere vaterländische Waffenkunde sein zu können.

War es auch nach aussen hin ein ganz entschieden stattdem Eindruck, den Würdingers Schöpfung in den hohen lichten Sälen in der Art ihrer zum Teil mächtig wirkenden dekorativen Anordnung gewährte, und stand die fachwissenschaftliche Aufstellung auch auf voller Höhe, so entbehrte sie allerdings dem inneren Gehalte nach um so mehr jener Bedingungen, die jede Sammlung grösseren Stils, vor allem ein historisches Waffenmuseum über die blosser Sehenswürdigkeit hinaus zu dem Range eines wirklich volkserzieherischen Bildungsmittels emporhebt — der unbedingt notwendigen inneren Geschlossenheit und Uebersicht der Entwicklungsfolge. Wer sich eingehender über die Geschichte des vaterländischen Truppenausrüstungs- und Bewehrungswesens zu belehren suchte, sah sich enttäuscht. Die überall klaffenden Lücken zu füllen, lag aber leider auch nicht mehr in dem Bestreben Würdingers, obwohl die Erwerbung wichtiger Einzelgegenstände bei den in den achtziger Jahren noch so durchaus günstigen Verhältnissen des Antiquitätenmarktes sozusagen noch auf der Strasse lag, während zwanzig Jahre später ihre Beschaffung bereits glückliche Zufälle bedeutete. Nichts verschwindet so schnell vom Platze, als gerade das gewöhnliche militärische Tagesgebrauchsstück. Schon im Jahre 1885 trat Würdinger von seinem Amte als Konservator zurück; unter der sorglichen Hut seiner Nachfolger erfuhr das Gepräge seines Werkes keine Störung, freilich auch keine nennenswerten Zugaben. So manches für die Sammlung geschichtlich interessante Stück wanderte an der Pforte vorbei in die Fremde. Zu Erwerbungen grösseren Stils fehlte es an Mitteln und Gönnern; blieb das Bestehen einer Armeesammlung doch nicht nur dem Fremdenpublikum, sondern fast mehr noch der einheimischen Bevölkerung vielfach ein in mystisches Dunkel gehülltes Geheimnis, woran allerdings die Ungunst der Lage auf dem vom Zentrum der Stadt schwer erreichbaren, von keiner Verkehrslinie durch-

zogenen, in seinen Zugängen alles eher als einen vornehmen Charakter aufweisenden Oberwiesenfelde die alleinige Schuld trug.

Da brachte im Jahre 1899 der Entschluss des Kriegsministers Freiherrn von Asch, an Stelle der aufgelassenen mehr und mehr verfallenden Hofgartenkaserne einen Monumentalbau für die militärwissenschaftlichen Institute, damit auch für die Armeesammlung zu errichten, einen ganz unerwarteten Umschwung in das Museumsstilleben vor den Toren der Stadt. Vor eine anspruchsvollere Öffentlichkeit, in die Mitte des hauptstädtischen Verkehrs gerückt, vermochte die Sammlung in dem Gewande, das auf dem Oberwiesenfelde hingenommen werden konnte, nicht mehr zu bestehen. Um sie in Einklang zu den grosszügigen Raumverhältnissen des neuen Gebäudes zu bringen, ergab sich zunächst die zwingende Notwendigkeit, sie bedeutend zu erweitern; vor allem aber musste, sollte das Streben, mit der Neuaufstellung des Museumsbestandes ein möglichst geschlossenes Bild der Entwicklung des vaterländischen Truppenausrüstungswesens in chronologischer Reihenfolge zu bieten, verwirklicht werden, eine gründliche Ummodelung des Ganzen vor sich gehen. In die Sammlungsbestände der Abteilung der älteren Zeiten, wo bei dem fast internationalen Charakter des mitteleuropäischen Bewehrungswesens bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts hinein, das Gepräge eines Waffenmuseums mehr allgemeiner Natur sich in den Vordergrund schiebt, und nur das Beiwerk, wie der Schmuck des einzelnen Waffenstückes mit landesfürstlichen Hoheitszeichen, Kriegstrophäen und heeresgeschichtliche Andenkensgegenstände, insbesondere altherwürdige Feldzeichen den Stempel der speziellen Landeszugehörigkeit aufdrücken, galt es, grössere Abwechslung der Formen in das Ausstellungsbild an Schutz- und Trutzwaffen zu bringen. Je grösser der Formenkreis, desto wertvoller die Sammlung als Bekehrungsmittel für das weite Gebiet der Waffenkunde.

Bei den Zeitabschnitten, wo bereits ein ausgesprochener Armeetypus zum Ausdruck kommt, wie er in unserem engeren Vaterlande um die Wende des 18. Jahrhunderts einzusetzen beginnt, kann das Lob der Sammlungsvollständigkeit natürlich nur erteilt werden, wenn von jedem in der Armee je eingeführten Gebrauchsstück mindestens das einschlägige Probemuster gezeigt wird. Gerade in dieser Hinsicht stand das Museum auf dem Oberwiesenfeld auf besonders



Das neue Armeemuseum am Hofgarten.
Kuppelbau.

schwachen Füßen. Ein Glück, dass ein Privatsammler alle militärischen Tragstücke dieser Periode in Jahrzehnte langer Sammelarbeit zusammengebracht hatte und sie dem Armeemuseum zur Verfügung stellte, wodurch die empfindlichsten Lücken des Sammelbestandes der neueren Zeiten geschlossen werden konnten. Durch grössere Ankäufe, zu denen das K. Kriegsministerium besondere Mittel bewilligte, und namentlich durch Tauschoperationen in grösserem Umfange mit anderen Museen, wovon in erster Linie jene mit dem Berliner Zeughaus in bezug auf den Gewinn bayerisch armeegeschichtlicher Andenkenstücke besonders erfreuliche Ergebnisse zeitigte, gelang es, dem gesteckten Ziele der Erweiterung und Vervollständigung der Sammlung erheblich näher zu kommen. Dank der unermüdlichen Fürsorge des hohen Protektors, S. K. H. des Prinzen Rupprecht, strömte eine ansehnliche Zahl hochwertvoller Leihgaben aus Hof- und adeligem Fideikommissbesitze zu, die eine weitere wesentliche Hebung des Besitzstandes bedeuteten. Aber gleichwohl fehlten immer noch jene letzten Glanzlichter, deren Aufsetzen unumgänglich notwendig war, um den inneren Wert der Sammlung mit dem äusseren Prachtgehäuse des Monumentalbaues gleich zu stimmen: der erlesenen Schaustücke, die den Ruf eines Museums in die Weite tragen, waren es immer noch zu wenig. Da erschien unerwartete Hilfe in der Not. Seine Erlaucht Graf Hans Veit zu Törring-Jettenbach entschloss sich, beseelt von hochherziger vaterländischer Gesinnung, seine reichbestellte Rüstkammer auf Schloss Seefeld dem neuen Armeemuseum zur Aufstellung zu überlassen. Nicht, dass hiermit etwa ein jedes geschichtlichen Zusammenhanges barer Fremdkörper in die Heeressammlung hereinkam; im Gegenteil, Geschichtskitt und Wesensgleichheit der beiderseitigen Bestände deckten sich, wie es besser niemals hätte sein können. Während der ganzen ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts waren die Grafen Törring als Obristlandzeugmeister mit dem einheimischen Bewehrungswesen aufs engste verknüpft gewesen; jedes neu gegossene Geschützrohr aus dieser Zeit trug ausser dem Hoheitszeichen des Landesherrn ihr Zangenwappen. Tiefer betrachtet, bedeutete die hochherzige Tat des Grafen Törring somit nichts anderes als eine geschichtsgerechte Wiederaufnahme der alten Beziehungen seines Hauses zu dem nunmehr in dem Heeresmuseum

vertretenen alten Zeugwesen der Armee. Erst durch die Einfügung des Seefelder Rüstkammerinventars — eines Abbildes im kleinen von jenem, das einst die Säle des alten kurfürstlichen Zeughauses am Marstallplatz gefüllt hatte, lagerte sich über die älteren Bestände nunmehr auch jener Hauch heimisch berührenden bodenständigen Edelrostes, den ihnen die spärlichen Reste aus dem alten Münchener Besitze allein nie aufzudrücken vermocht hätten.

Im Mai 1904 begann der Umzug in die durch die Allerhöchste Huld und Gnade des Obersten Kriegsherrn, S. K. H. des Prinz-Regenten Luitpold, dem Armeemuseum neu erstandene monumentale Heimstätte, schon in ihrem äusseren Anblick mit ihrem kraftvollen Massenrhythmus ein mächtig entgegnetretendes Sinnbild des im Laufe des Jahrhunderts erlangten gewaltigen Kraft- und Stärkezuwachses der Armee. Und war es nicht eine seltsame Fügung des Geschickes, die so manches ehrwürdige Stück aus dem alten Maximilianischen Zeughause nun wieder in die nächste Nähe des Ortes zurückführte, wo es vor hundert Jahren vielleicht schon ein Jahrhundert und mehr geruht hatte. Am 12. März 1905 fand die feierliche Wiedereröffnung der neu aufgestellten Sammlung statt.

Dem Belehrung suchenden Soldaten- und Laienpublikum die Möglichkeit zu bieten, sich auf Grund des vor Augen liegenden Materials über den Werdegang des heimischen Heeres zu belehren und zu bilden, ist die praktische Seite in der Aufgabe des neuen Armeemuseums; vor allem aber möge es seiner hohen idealen Bestimmung gerecht werden: das Andenken an Fürst und Volk in Waffen festzuhalten, das vaterländische Bewusstsein anzuregen und zu befestigen.



Das Gebäude.

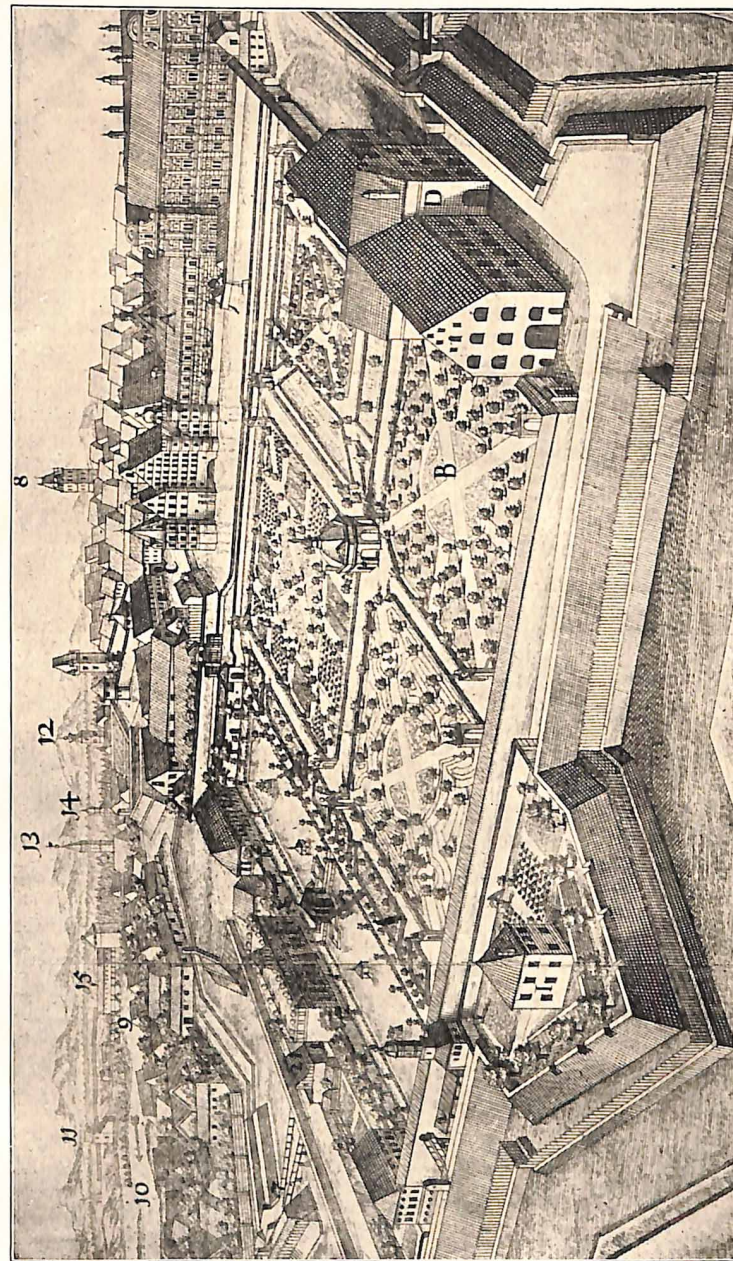
Die Aussenseite.

Nach dem Tobias Volckmer'schen Plane von 1613 stellt sich das Gelände am Zusammenflusse der beiden Stadtbäche, auf dem heute der stolze Bau des neuen Armeemuseums in die Höhe ragt, als ein von einer Mauer eingefriedeter, mit Bäumen bepflanzter Garten dar, der vermutlich die nördliche Fortsetzung von Herzog Albrechts „Lustgarten auf dem Bach“ bildete. Kleine Einbauten in den Mauerecken dürften als Glorietten zu deuten sein. Die ruhenden und äsenden Hirsche und Rehe ausserhalb der Umfriedung weisen darauf hin, dass sich das herzogliche Leibgehege, die Hirschau, der heutige englische Garten, bis dicht an das Grundstück erstreckte.

Einige Jahrzehnte später finden wir das Bild völlig verändert. Aus den Krautgärten nördlich der von Kurfürst Maximilian I. erbauten neuen Residenz ist, Merians Topographie von 1644 folgend, der Hofgarten entstanden. Gegen Norden trennt ihn von dem Festungswalle ein Arkadengang, der, die Senke des Isarbettes überquerend, rechtwinklig auf ein zweistöckiges Gebäude stösst, das den Komplex nach Osten abschliesst. Ein gleicher Bau erfüllt dieselbe Aufgabe in der südlichen Ecke. Von den Flügelgebäuden durch Baumreihen geschieden, ragt der Mittelbau mit flachem italienischen Dache, vermutlich ehemals ein Festsaal, stattlich empor. Die Senke ist zur Anlage eines kleinen Lustsees mit einer Gloriette im Mittelpunkt ausgenützt.

Ueber die derartig beschaffene Anlage rauschte das üppige Hofleben Ferdinand Marias, Max Emanuels und Karl Alberts hinweg. Sie sah die schlichtere Zeit Kurfürst Max III. Josefs und die Regierungsperiode Kurfürst Karl Theodors. Unter ihm verwandelte sich der Festsaalbau in eine Seidenfabrik, das sogen. Filatorium.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts ergreift, so recht im Einklange mit der von Kriegsgetöse erfüllten Zeit, der Soldat von dem östlichen Teil des Hofgartens Besitz: Kurfürst Maximilian IV. Josef liess 1801 das Filatorium und seine Nebengebäude abreißen und an ihrer Stelle einen geräumigen Kasernenbau für die in der Kreuzkaserne zu schlecht untergebrachte Infanterie errichten. Ein Exemplar der zur Grundsteinlegung geprägten hundert silbernen Gedenktaler befindet sich in der Museumssammlung. Der trocken gelegte See wurde ausgefüllt, um Raum für den Paradeplatz des Kasernements zu gewinnen. Im Jahre 1808 konnte der Bau bezogen werden. Seit 1814 Heim des Infanterie-Leib- (damals noch Grenadier-Garde-)Regiments, spielte sich nunmehr nahezu 80 Jahre dessen reges militärisches Leben dicht unter den Augen der hauptstädtischen Bevölkerung ab, bis im Jahre 1893 ungünstige Gesundheitsverhältnisse bei der Mannschaft die rasche Räumung des Gebäudes erheischten. Verschiedene Pläne über die Wiederverwendung des Platzes scheiterten. Schon begannen sich die ersten Spuren des Verfalls zu zeigen, da machte das K. Kriegsministerium dem unhaltbar gewordenen Zustande ein rasches Ende, indem es mit dem Beschlusse hervortrat, einen Monumentalbau zu errichten, der die wissenschaftlichen Institute der Armee — Armeemuseum, Bibliothek und Kriegsarchiv —, nebst der Kommandantur und einigen militärischen Behörden aufnehmen sollte. Dieser Plan erfuhr unterm 10. Mai 1899 seine gesetzliche Festlegung, am 13. September wurde mit dem Abbruch der alten Kaserne begonnen und am 8. Juni 1900 fiel der erste Spatenstich zur Grundaushhebung für das neue Gebäude. Schwierigkeiten aller Art waren zu überwinden; die ungünstige langgestreckte und schmale Baufläche und die notwendige Rücksichtnahme auf die benachbarte Residenz bei Bemessung des Höhenmasses und Wahl des Baustils gestatteten dem Baukünstler kein freies Entfalten seiner Pläne. Es war eine geniale Leistung, wie es dem K. Geh. Oberbaurat des



C Die Maximilianische Zeughausanlage, im Norden anstossend Topographie des heutigen Armeemuseumsbaugrundes.
Aus Mith. Wenings Topographie Bayerns, 1701.

K. Kriegsministeriums Ludwig von Mellinger und seinen Mitarbeitern, dem K. Bauamtman Maxon und Bauinspektor Kurz schliesslich gelang, den so verschiedenartigen Ansprüchen der einzelnen Institute an Zweckmässigkeit der Einteilung unter einem Dache in so mustergültiger Weise gerecht zu werden.

In der edlen Linienführung der Fassade an den Stil italienischer Hochrenaissancebauten sich anlehnend, entspricht die symmetrische Gliederung der von vornehmer Ruhe beherrschten 160 m langen Hauptfront in fünf Abschnitte der praktischen Verwendung des Ganzen. Der Mittelbau und die beiden Zwischenbauten, deren Flächen sich in 14 lichtspendende Rundbogenfenster auflösen, gewähren den wissenschaftlichen Instituten — Armis et Litteris — Unterkunft. Von den beiden Eckpavillons, mit ihren als Risalite vorspringenden Mittelpartien, beherbergt der südliche die K. Kommandantur, der nördliche die K. Feldzeugmeisterei. Ganz vorzüglich rückt die architektonische Durchbildung des Mittelbaues: die stattliche Freitreppe, die mächtige sechssäulige Vorhalle und die gewaltig emporstrebende Kuppel den Gedanken monumentaler Beherrschung in den Vordergrund. Ebenso trefflich dient die Verkleidung des Mauerwerks mit rauhem und glattem fränkischen Sandstein als das Ausdrucksmittel einer vornehm ernsten Wuchtigkeit, durch die der militärische Grundcharakter des ganzen Gebäudes in gewünschter Weise hervorgehoben wird. Der Sandstein erzeugt auch jene kräftige und doch bescheiden zurücktretende Färbung, die namentlich zur Sommerzeit mit dem Grün des Hofgartens zu überaus harmonischer Stimmung ineinander fliesst.

Künstlerische Ausschmückung tritt in weiser Beschränkung nur in einigen Reliefskulpturen — Staatswappen, kriegerische Embleme —, den drei Mosaikbildern über der Säulenvorhalle — bayerischer Löwe, Krieg und Friede — und den grossen steinernen Trophäen und figürlichen Darstellungen von Kraft und Eintracht vor der Attika des Mittelbaues hervor. Die auf Rustikaquadern ruhende Terrasse, die in der Mitte bastionförmig vorspringt und mit Geschützrohren gekrönt ist, bringt als kräftiger Fuss des ganzen Baues und als Uebergang zu der in der Senke liegenden Ziergartenanlage den Gesamteindruck wirkungsvoll zu allseitig glücklichem Abschlusse.

Der Geschützpark auf der Museumsterrasse.

Die 12 alten bayerischen „Prunkgeschützrohre“.

Unwillkürlich schweifen bei ihrem Anblick unsere Gedanken zurück in die kunstsinige Zeit ihrer Entstehung, da dem Kunsthandwerke selbst der plumpe Leib einer Kanone erwünschten Stoff bot, ihn durch Bildnerkraft zu adeln. Interessant wie ihre äussere Erscheinung ist auch die an Wechselfällen reiche Geschichte unserer Rohre. Zum erstenmale sind sie in dem Zeughausinventare von 1627 vortragen, wonach sie im Zeughaushofe hinter der „neuen Veste“ auf dem heutigen Marstallplatze auf schönen eisenbeschlagenen Schiessgerüsten ruhten. Die Stücke (11 und 20), „Scherer“ und „Schererin“, auch „Adam“ und „Eva“ benannt, dürften von Neuburg über Heidelberg und Amberg nach München gelangt sein, da sie 1622, nach Niederwerfung der Pfalz und Erstürmung Heidelbergs durch Tilly, sich unter der in Amberg gesammelten pfälzischen Kriegsbeute aufgezählt finden. Beim Schwedeneinfall von 1732 ruhte der ganze Prunkgeschützpark wohlgeborgen unter der Erde; dagegen fuhr im spanischen Erbfolgekrieg das Unheil mit um so schmerzlicheren Folgen auf ihn hernieder. Von den Oesterreichern als wertvolle Kriegsbeute nach Wien entführt, verblieben die Rohre daselbst im kaiserlichen Arsenal gerade 100 Jahre, bis zum Herbste 1805, als die Kaiserstadt den verbündeten Franzosen und Bayern in die Hände fiel, und Napoleon bei Verteilung des Zeughausgutes die alten bayerischen Geschütze seinen Alliierten als Beuteanteil zusprach. Am 2. Januar 1806 trafen sie wieder vor München ein; die ganze Einwohnerschaft war auf den Beinen, den Zug vom Isartore herein unter Glockengeläute und Aufmarsch des Militärs und der Bürgergarde nach seinem alten Lagerplatz, dem Zeughaushofe, zu geleiten. Aber schon kurze Zeit darauf nötigte die Kriegsgefahr von 1809, das gesamte Artilleriematerial neuerdings zu flüchten und in das leerstehende Augsburger Zeughaus zu überführen, von wo unsere alten Rohre nach weiteren einigen zwanzig Jahren eines schönen Tages vor der dortigen Geschützgiesserei landeten, um zusammen mit dem übrigen veralteten Bronzematerial in moderne Kanonen umgeschmolzen zu werden. Noch im letzten Augenblicke traf das rettende eigenhändige Signat König Ludwig I.

ein. Ueber ein halbes Jahrhundert blieben sie sodann unbeachtet in einem stillen Winkel des Augsburger Kugelhagens liegen, bis zum Sommer 1879, als sie von den Direktoren des National- und Germanischen Museums gleichzeitig entdeckt und begehrt wurden. Wie der Entscheid fiel, und wie sich die alten zwölf Prunkrohre hiedurch in dem stolzen Gefühle wiegen dürfen, die ursprünglichen Urheber zu sein, dass sich hinter ihnen heute der Monumentalbau des neuen Armeemuseums erhebt und damit die Landeshauptstadt um eine architektonische Zierde reicher geworden ist, wurde bereits erwähnt.

Die beiden mächtigen Rohre (11 und 20) von der Geschützgattung der „Scharfmetzen“ sind im Jahre 1524 bzw. 1525 in Neuburg a. D. gegossen als Geschenk der beiden Herzöge von Neuburg, Otto Heinrich und Philipp an ihren Oheim und Vormund, den Pfalzgrafen Friedrich, zum Danke dafür, dass er ihnen ihr Erbe gerettet und zwanzig Jahre hindurch treu gehütet hatte. Der Waffenärm der Bauernkriege, der eben in jenen Jahren die deutschen Gaue durchbrauste, mochte ihre Entstehung wohl mit verursacht haben, wie nebenbei das Zusammentreffen, dass sich unter den von Otto Heinrich beschäftigten Kunsthandwerkern auch ein vorzüglicher Former und Kunstgiesser befand, Sebaldus Hirder, ein Schüler des berühmten pfälzischen Stückgiessers Martin Merz und des Nürnbergers Peter Vischer, den es gelüstete, auch einmal in einer grösseren Aufgabe sein Können zu zeigen. Was Meister Hirder seinen Auftraggebern in den beiden Prunkgeschützrohren lieferte, erfreut denn auch durch Formvollendung und die feine Ziselierung für alle Zeiten das Auge des Kenners. Schon der als Zierplatte behandelte Stossboden mit dem Wappen und den kräftigen Reliefbildnissen Friedrichs und der beiden jugendlichen Pfalzgrafen, Otto Heinrich und Philipp, tritt uns als ansprechendes Kunstwerk entgegen. Die Medaille, die als Vorlage für Friedrichs Bildnis diente, befindet sich im K. Münzkabinet. Auch sonst verrät der Rohrschmuck allenthalben die beste Zeit des grotesken Stils, der noch nicht lange vorher in Italien in die Mode gekommen, rasch in den Formenschatz der Künstler nördlich der Alpen übergegangen war. Neben den antikisierenden Motiven der Akanthusblätter-Vasen und des Traubenwerkes auf dem Bodenstücke und Langfelde ist es namentlich der im

Rohr 11.

Mundfries eingebettete Laub- und Rankenkranz mit den herauswachsenden zierlichen Köpfchen, der ganz besonders reizend wirkt. Durchaus eigenartig gestaltete der Künstler die Henkel, indem er die aufgerollten Schnuten zweier sich anblickender Delphine mit einem Ringe aneinander koppelte.

Eine in Tätigkeit gesetzte Riesenkanone galt unsern Alvordern nicht als totes Metall; sie wurde ihnen zur Person, erhielt ihren Namen und meist auch einen Tauf- und Wahlanspruch. Vielfach findet sich der Name in Figuralzierwerk noch weiter verkörpert. So zeigt unser Rohr am Langfelde als persönliches Merkmal einen haarigen wilden Mann mit gezücktem Krummschwert, einem Löwenhaupt als Kopfbedeckung, eine flatternde Binde um die Lenden, die linke Hand gestützt auf einen Schild mit der Inschrift: „Ich pin ein Man von raucher Art, und hais der Scharpf (Scharfe), schir den Part den Geselen, die wider die Pfalz don wellen“.

Rohr 20.

Gleichsam als in einem Ehe- oder Geschwisterverhältnis stehend gedacht, finden sich die Prunkgeschützrohre jener Zeit fast ausnahmslos paarweise gegossen. So bildet das Gegenstück zu dem „Scharpf“ das Rohr (20), dessen Figur auf dem Langfeld ein hüpfendes, einzig mit seinem Haarschmuck bekleidetes Weib vorstellt. In der erhobenen rechten Hand hält es eine Kugel mit dem Kugelsegen „Trif“; ihren Ehegespons ermuntert die Dame mit dem Spruche: „Lieber Man hab festen Mut und pis (beiss) mit deinen Schern gut, Ich wil dir helfen Dirn und Meyr (Türme und Mauern) nider werfen“. Das Bodenstück schmückt ausserdem noch das pfälzisch-bayerische Wappen mit zwei Löwen als Schildhaltern, umrahmt von der Ordenskette des goldenen Vlieses, zu dessen Ritter Pfalzgraf Friedrich kurz vorher geschlagen worden war. Am Ende des Langfeldes erscheint das Relief eines schlafenden Löwen und ein über ihm flatterndes Spruchband mit dem Ruf: „Weck mich nit auf“.

Rohr 10.

Der Entstehungsort der Rohre (8, 10, 21, 23) führt uns nach der alten Isarstadt Landshut, wo unter den Herzogen Ludwig und Albert V. um die Mitte des 16. Jahrhunderts das Kunstgewerbe in fast gleichem Grade blühte als in dem tonangebenden Augsburg und Nürnberg. Namentlich die Landshuter Giesskunst stand in gutem Ansehen, vertreten durch die Meister Leonhard Peringer und Hans Meissner, dessen letztgenannten Weise wir aus den Rohren (10 und 21) beurteilen können. Da er Geselle bei Hirder

in Neuburg gewesen war, erklärt sich die verschiedentlich stark hervortretende Anlehnung an die Hirder'schen Verzierungsmuster, so bei den fruchtkorb-gekrönten Masken und den Akanthusblatt-Borten. Im übrigen geht er seine eigenen, dem bereits anspruchsvoller gewordenen Zeitgeschmack angepassten Wege. Das Wappen zeigt sich mit dem Adlerflug und den mit Lindenblättern besteckten Büffelhörnern reicher ausgestattet; an den Schildzapfenflächen fallen die ungemein plastisch wirkenden antiken Köpfe in der Art von Kameen auf. An dem Dekor des Langfelds mit seinem gerauteten Netzüberzug und den eingestreuten Reiterbildchen wirkt bei näherem Betrachten die lustige Behandlung des Motivs, wie die putzigen Bengel auf den Pferdchen sitzen, hervorragend erfreulich. Die Kartusche am Kopf trägt den Geleitspruch: „Wil niemant singen, so sing aber ich, Iwer Perg und Tal hert man mein Schal“, eine Anspielung auf den Beinamen der „Singerinnen“, womit in den alten Feuerwerker-Büchern die Kalibergrösse der 24-Pfundkugeln schiessenden Geschütze belegt ist; ferner: Ludwig von Gottes Gnaden, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog in Ober- und Niederbayern 1544. Der Wahlspruch im Mundfries „Hochgenueng macht alt Kriegsleit“ bedarf noch des Einschubs „und weit vom Schuss“, wie es in einem alten Landsknechtsspruche heisst.

Rohr 21.

Etwas kärglicher mutet der Schmuck am Seitenstück zur „Singerin“, dem Rohre (21), an. Die Trophäen und Akanthusblätter-Borten erscheinen einfacher gebildet, die antiken Köpfe an den Schildzapfen fehlen. Der schlafende Löwe mit dem „Weck mich nit auf“ ist direkt der Hirder'schen Vorlage entnommen. Die in dem Netzüberzug des Langfeldes eingestreuten steigenden Löwen wirken weit weniger lebendig als die Pferdchen. Am Bodenstückreif lesen wir den männlich-ernsten Wahlspruch: „Fircht Got, Sei wohlpedacht und bedenk das End“.

Der zweite der Landshuter Kunstgiesser, Leonhard Peringer liefert uns mit den zwei prächtigen 36-Pfünder-Kartaunen — (8 und 23) Bauer und Bäuerin — Proben seiner Kunstfertigkeit. Ob er ausser den zierlichen Geschützen kleinen Kalibers, die sich merkwürdigerweise heute in St. Étienne und Paris befinden, bereits ansehnlichere Leistungen im Geschützguss zu verzeichnen hatte, als ihm Herzog Albert im Jahre 1554 die beiden Stücke in Auftrag gab, lässt sich nicht

feststellen. Auf den ersten Blick sprechen seine Erzeugnisse mehr oder minder nur als Abklatsch des Hirder'schen Scherers und der Schererin an, bei deren Formung und Guss er während seiner Neuburger Gesellenzeit vermutlich mit tätig gewesen war. Von Meissner entlehnt er die antiken Köpfe an den Schildzapfen und das Delphinmotiv am Stossboden. Immerhin flicht er seiner Zierweise einige neue Ornamente ein: wie das Medusenhaupt, die Palmette, die Löwenfabeltiere mit Flügeln und Fischschwänzen, am Halsband den aus Fischköpfen erwachsenden Jungfrauenleib, mit dem Lotosblatte als Rückendecke, alles durch Weinlaub, Füllhörner, Trauben- und Rankenwerk reichlich belebt. An der Regentenkartusche mit ihrer stilreinen Rollwerkumrahmung erfreuen besonders die aufgesetzten reizenden Halbköpfe. Das Figuralzierwerk, ein berittener Bauer mit seinem Knechte, der die Pflugschar führt, liefert nebenbei einen nicht uninteressanten Beitrag zur Kostüm- und Kulturgeschichte seiner Zeit. Der Taufspruch auf dem neben angebrachten Schilde sagt uns:

„Der Sedelbaur bin ich genant
Dem Herczog von Bairen wol pekant,
Mit meinem Pfluog tuo ich umkeren
Diren und Meiren, wa man sich tud weren.“

Nicht weniger energisch gibt sich die „Sedlbäuerin“, eine Bauernfrau mit bespannter Egge, Rohr (23), mit ihrem Spruch:

„Lieber Baur ich volg dir nach
Mit meiner Egen ist mir gach,
Was vor dier ist sten beliben,
Das wil ich werffen nider.“

Rohr 9
u. 12

Zeugen einer neuen Stilperiode sind die mächtigen Kartauten (9, 12, 19 und 22) aus dem Jahre 1599. Die feine, leichte Zierweise im Geschmacke der italienischen Renaissance hat sich überlebt, ihre Ausladung in den schwülstig kraftvolleren Barockstil bereits begonnen, in München unter dem prachtliebenden Kurfürsten Maximilian I. die leitende Stellung einzunehmen. Mit ihm ist auch das manchmal vielleicht zu üppige Hervortreten der Löwen als Ornamentglieder in die bayerische Hauptstadt eingezogen. Dass der

Entwurfzeichner unserer 4 Rohre sich hierin weise Beschränkung auferlegte, kann nicht gesagt werden. Der Stossboden ein mächtiges Löwenhaupt, am Hintergürtel dem Bandwerk aufgesetzte Löwenhalbköpfe, am Wappen zwei Löwen als Schildhalter, im Wappen selbst der Löwe statt der Rauten an die erste Stelle gerückt, in der Regentenschildumrahmung als Scheitelpunkt ein geflügeltes Löwenhaupt, die Rohrmündung ein aufgesperrter Löwenrachen: man läuft fast Gefahr, vor lauter Löwen das hübsche Ornament am Halsband, den aus reichem Rankenwerk erwachsenden Jungfrauenadler und die aufgesetzten Halb-



köpfe, zu übersehen. Echt barock ist die Idee des Künstlers, das Zapfenstück auf mächtiger Akanthusblätter-Unterlage als Teufelsbockfratze zu bilden und die Hörner als Henkel zu verwenden.

Bei den Stücken (19 und 22) erscheint der Rohrkörper kanneliert, oder „gestreift“, wie der Zeughausbüchervermerk lautet. Als Giesser nennt uns die Inschrift im Bodenfries: „Martin Frey in München“, derselbe, der auch den Gerhard'schen St. Michael vor der Michaelskirche gegossen hatte. Nicht ausgeschlossen ist, dass Gerhard, der die Löwen vor der Residenz modelliert hat, auch zu den Löwenrohren die Entwürfe lieferte, wenn auch die reizenden, geflügelten Genien zu beiden Seiten des Regentenschildes

Rohr 19
u. 22

mehr an die Art des jungen Schön, des Modelleurs der Laterne unter der Patrona Bavariae an der Residenz, gemahnen.

Rohr 13
u. 18.

Rätselhaft erscheint auf den ersten Blick die Stilmischung bei den halben Kartaunen (13 und 18) aus dem Jahre 1630. Das Hauptschmuckmotiv mit dem zierlich geschwungenen Ranken- und Laubwerk erinnert an die beste Zeit der deutschen Renaissance, ja die durchgehende, gebündelte Längsstäbung des Rohrleibes mutet fast wie eine Rückbildung in die Gotik an, nur die Umrahmung der Regentenkartusche, sowie der gewellte Rohrstossboden mit seinem Abschluss durch die Traube in Form einer Zirbelnuss sind der zeit-



gemässen Formensprache entnommen. Wie der Giesser der Rohre, Friederikus Arnoldus von Fulda, zu seiner Stilmischung kam, darüber gibt eine Aktenurkunde Aufschluss, wonach er sich bei Entledigung seines Auftrages in seiner künstlerischen Eigenart überhaupt nicht frei gehen lassen konnte, sondern sich laut kurfürstlichem Befehl an den Aufriss zweier ihm als Schmelzmaterial ausgelieferter Rohre des vorhergegangenen Säkulums zu halten hatte. Nach den Flammenornamenten führen die beiden Rohre in den Zeughausregistern die Bezeichnung der „Feuersäulen“, nach den vorzüglich modellierten Henkeln in Tiergestalten auch jene der „lauernden Löwen“.

Die Nichtbayerischen Geschützrohre.

Wo Massenfabrikation im Vordergrund steht, tritt die liebevolle, künstlerische Einzelbehandlung des Stückes naturgemäss zurück. In dem Masse, als der Bedarf an Artilleriematerial wuchs, beschränkte sich der Rohrschmuck schliesslich auf die schablonenhaft eingravierten, landesherrlichen Hoheitszeichen und das Namensband. Die Sitte, den Feuerschlund zu personifizieren, erhält sich bis in das 19. Jahrhundert, bis auch die letzten wenigen Zierraten als überflüssig erscheinen und ein Rohrkörper sich in so anspruchslosem Gewande gibt wie das französische 14 cm-Batteriegeschütz (1) aus dem Jahre 1870.

Rohr 1.

Noch aus der Zeit, da man beim Guss eines Geschützes mit dem praktischen auch noch einen monumentalen Erinnerungszweck verband, stammt das Rohr (24), die „Thalia“. Auf dem Bodenstück erscheint das treffliche Reliefbild des Markgrafen Christian von Brandenburg-Bayreuth, umrahmt von der reichen Sammlung seiner Wappentiere.

Rohr 24.

Über hundert Jahre liegt das Gussdatum der Fürstbischöflich-Würzburgischen Rohre (6 und 7) auseinander, an deren Vergleich wir die Abnahme des schmückenden Beiwerkes im Laufe eines Jahrhunderts bemessen können. Geschütz (7), der „Lichtenfels“, gegossen 1658 von Sebald Kopp, einst zu den Armierungsstücken gehörig, womit Fürstbischof Johann Philipp Graf von Schönborn seine Feste Marienberg ob Würzburg gegen feindliche Anstürme gefeit machte, weist noch alle Merkmale der Rohrbildung der älteren Zeiten auf: die Friesen und Stäbungen, die hübsche Figuralverzierung — St. Kilian, einen Bettler beschenkend — die reiche Barockumrahmung der Würzburg-Mainzischen Wappenkartusche, die realistisch gebildete Traube. Nur am Regentennamensband macht sich eine eben um jene Zeit in Mode kommende bis heute beibehaltene dekorative Gepflogenheit bemerkbar, nämlich statt der vollen Namensaufschrift des Landesfürsten nur die kunstvoll verschlungenen oder „verzogenen“ Anfangsbuchstaben anzubringen. An der zweiten Würzburger Kanone (6), aus dem Jahre 1788, tritt nur mehr der verschlungene Namenszug des Fürstbischofs Franz Ludwig von Erthal als Zierbeiwirk zutage.

Rohr 7.

Die stattliche Reihe der noch übrigen Geschützrohre vergegenwärtigt uns anderthalb Jahrhunderte französischer

Rohr 6.

Rohr 25,
5, 26 u. 31.

Geschichte. Zunächst erinnern die Stücke (25, 5, 26 und 31) an das glanzvolle Königtum Ludwig XIV. und XV. Wenn auch noch reichlich verwendet, entbehrt der Rohrschmuck doch bereits der feineren künstlerischen Behandlung, wird für ganze Gussfolgen schematisch. So bilden das stillose Sonnenantlitz, der Wappenschild mit den Bourbonenlilien und steifen Waffengruppenumrahmungen, die unschöne Bildung der Traube als warziger, dem Munde eines fratzenhaften Gesichts entwachsender Kolben und die Wahlsprüche „Nec pluribus impar“ und „Ultima ratio regum“ die immer wiederkehrenden, kennzeichnenden Merkmale des französischen Kanonendekors der Zeit. Nur bei den Rohren (5 und 26) mit der Modellierung des Stossbodens als gallischer Hahn macht sich die feinsinnige französische künstlerische Erfindungsgabe noch einmal angenehm bemerkbar. Merkwürdig, dass sich von den 1737 gegossenen „Imperatorengeschützen“ gerade „Nero“ und sein unmittelbarer Nachfolger „Galba“ (5 und 26) auf der Museumsterrasse zusammengefunden haben.

Rohr 27.

Das Zeitalter des unglücklichen Ludwig XVI., in dem Rohre (27) vertreten, hat für zierende Zutaten des Feuereschlundes, abgesehen von den Initialen des Königs mit einer Krone darüber, nichts mehr übrig. An der auffälligen Verstümmelung der Krone, wie auch der sonstigen königlichen Attribute an den übrigen Rohren, trägt nicht die Zeit schuld, sondern fanatischer Republikanergeist, der nach Beseitigung des Königtums am 10. August 1792 auch dessen gesamte äusseren Zeichen gewaltsam entfernen liess.

Rohr 4
u. 45.

Weniger Interessantes bietet die weitere Folge des französischen Geschützparkes. Kanone (4) und der Mörser (45) gehören der Zeit der Restaurationskönige Ludwig XVIII. und Karl X. an, sieben Stücke sind unter der Regierung Ludwig Philipps entstanden, die Rohre (14, 17, 33) entstammen der Zeit der zweiten Republik. (33) mit der Namenschrift Napoleons III., ohne die Kaiserkrone, ist eines der wenigen Stücke aus seiner Präsidial-Regierungszeit und aus diesem Grunde als Seltenheit einzuschätzen. Die

Rohr 14,
17 u. 33.

beiden Zwölfpfünder (15 und 16) sind Vertreter der Geschützkonstruktion La Hitte, die 1859 auf den oberitalienischen Schlachtfeldern der österreichischen Artillerie so gewaltig überlegen, bereits elf Jahre später vor den deutschen Hinterladergeschützen das Feld nicht mehr zu behaupten vermochten.

Rohr 15
u. 16.



Kuppelhalle. — Oberer Stock.

Wenn auch zum Teil aus den Giessereien von Douai, Bourges und Toulouse hervorgegangen, so stellen die französischen Rohre doch der Mehrzahl nach Erzeugnisse der einstmals hochberühmten Fontes de l'artillerie zu Strassburg dar, jener Stadt, deren Namen nur anzuklingen braucht, um sofort pietätvolles Gedenken an den Geburtsort König Ludwig I. zu erwecken. Eine Laune der Weltgeschichte im Kleinen lässt die alten Strassburger Feuerschlünde heute auf den Festsaalbau der Residenz, dieser prächtigen Schöpfung des königlichen Bauherrn, hinüberblicken. Aber auch ohne dieses Erinnerungsmoment liegt es wie ein Hauch der Weihe über unseren durch ihre zahlreichen Wunden und Narben aus den Kämpfen von 1870/71 so ehrwürdigen Kriegsveteranen, wie stummes, ehrfurchtsvolles Mahnen an eine grosse Zeit.

Die Innenräume.

Im Innern empfängt den Besucher zunächst die weitläufige, durch zwölf mächtige Pfeiler in fünf Gänge mit Kreuzgewölben geteilte Eingangshalle. Plastisch angeordnete Waffentrophäen in den Nischen ziehen unwillkürlich zuerst den Blick auf sich und gemahnen an die dem Kriegswerkzeuge geweihte Stätte. Acht Standbilder streitgewaltiger bayerischer und pfälzischer Herrscher rufen die Erinnerung an die Beziehungen wach, die seit uralten Zeiten die Ersten des Volkes mit dem Waffenhandwerke verknüpften.

Beruhet der architektonische Eindruck der Eingangshalle auf ihrer räumlichen Ausdehnung, so zeigt sich das Treppenhaus zur Kuppelhalle durch schmückende Zutaten, wie die den Kriegerstand versinnbildlichenden Reliefskulpturen, vor allem durch die als monumentaler Hintergrund des ersten Treppenabsatzes hervortretende grosse Marmorgedenktafel wirkungsvoll belebt. Im übrigen liegt der baukünstlerische Schwerpunkt hier, wie im gesamten Gebäudeinnern in der Erzielung eines einfachen, aber vornehmen und gediegenen Gepräges durch Verwendung ausschliesslich echten Materials, hauptsächlich roten Marmors und Sandharlander Kalksteins.

Überraschend eröffnet sich sodann nach Überwindung der letzten Treppenstufe der Blick in den Vierecksbau der Kuppelhalle, mit ihrer grosszügigen Raumentfaltung von fast



Waffentrophäe in der Eingangshalle — Ältere Zeit — Lederkanone (Seite 32).

32 m Höhe und 26 m grösster Weite, ihrer feierlich gebrochenen Lichtwirkung und weihevollen Stimmung, wozu die ehrwürdigen alten zerschlissenen Feldzeichen, die sich allenthalben in der Halle entfalten, nicht zum letzten das Ihre

beitragen — ein in jeder Hinsicht würdiger Repräsentationsraum der Armee. Während die Ortsnamen im Kuppeltambour die Erinnerung an ebensoviele durch Siege ausgezeichnete Kampfesstätten des vaterländischen Heeres wachrufen, fällt es den figürlichen Reliefs in den Zwickeln der Gewölbe, St. Hubertus, St. Michael, St. Georg und dem Kürassier aus Grossvaterszeit zu, als Sinnbilder der bayerischen Ordensstiftungen die ritterlichen Tugenden zu verherrlichen. Durch das lebensgrosse Bildnis S. K. Hoheit des Prinz-Regenten Luitpold, zwischen den Büsten der vier ersten Könige Bayerns, wird der Grundton der ganzen Museums-Neuschöpfung — vaterländisches Fühlen mit ehrfurchtsvollem Empfinden für die Dynastie — vollkräftig angeschlagen. Nicht dass es an der Absicht gebrach, dem Kuppelraum durch malerische Bedeckung der weiten Wandflächen mit sieghaften Schlachtenbildern noch mehr das Gepräge einer Ruhmeshalle aufzudrücken; nur dass die Verwirklichung dieser Idee vorerst noch einer finanzfreundlicheren Zukunft überlassen bleiben muss. Schliesslich ist die Kuppelhalle in Fortführung der im Erdgeschoss mit der Gegenwart abschliessenden retrospektiven Ausstellung als der natürliche Aufnahmeort für die anfallenden Sammelgegenstände der kommenden Zeiten vorgesehen.

Dem in chronologisch abgeschlossenen Zeitbildern die Blicke in die Vergangenheit lenkenden Teile der Ausstellung sind die beiden Flügelbauten des Erdgeschosses eingeräumt. Hiervon umfasst der nördliche Flügel die Sammelbestände der älteren Epoche von 1500—1805, der südliche jene der neueren Zeit von 1806—1906. Innerhalb der einzelnen Flügel birgt in Anpassung an das bei neueren Museumsbauten bevorzugte Galeriesystem:

- Raum 1: Mittelalterliche Schutz- und Trutzwaffen (um 1500);
- „ 2: zeigt das Bewehrungs- und Ausrüstungswesen des 16. Jahrhunderts;
- „ 3: 17. Jahrhundert bis 1680; Regierungsperiode der Kurfürsten Maximilian I. und Ferdinand Maria;
- „ 4: Regierungszeit Max Emanuels;
- „ 5: Regierungszeit der Kurfürsten Karl Albert und Maximilian III. Joseph;

- Raum 6: Kurpfalz-bayerische Armee 1778—1805; Regierungsperiode der Kurfürsten Karl Theodor und Maximilian IV. Joseph;
- „ 7: Napoleonische Feldzüge;
- „ 8: Regierungszeit König Maximilian I. Joseph;
- „ 9 u. 10: Regierungszeit König Ludwig I.;
- „ 11: Regierungszeit König Maximilian II. und König Ludwig II. bis 1870/71;
- „ 12: Kriegsepoche 1870/71;
- „ 13 u. 14: Neueste Zeit.

Im Untergeschoss ist in der Mittelhalle der Geschütz- und Fahrzeugpark verwahrt, die nördliche Halle enthält das Artilleriemuseum, die südliche die Spezialsammlung der militärischen Graphik, Modelle, Blank- und Handfeuerwaffen.

Für die grosse Masse des Publikums wirken Hallen mit ihrer mächtigen Entfaltung der Sammlungsbestände, wie im alten Hause auf Oberwiesefeld, auf den ersten Blick ja eindrucksvoller als die Gliederung in abgeschlossene Gelasse nach dem Galeriesystem. Diese hingegen sind dem Belehrungszwecke vorteilhafter, gestatten, sich mehr erzieherisch zu geben. So gewährt auch die Raumeinteilung und Aufstellungsweise der Sammelgegenstände im neuen Armeemuseum den Hauptvorteil der Wahrung uneingeschränktester Übersicht in allen seinen Teilen. Stück für Stück, alles in hellstem Lichte dem Belehrungswerte nach dicht und klar vor den Beschauer gerückt, das Gesicht in den einzelnen Gelassen auf ein abgeschlossenes Zeitbild, wie auf die aufgeschlagene Seite eines nicht lediglich militärischen, sondern auch kulturgeschichtlich mitführenden illustrierten Lehrbuches gebannt. Weiterhin machen sich die Grössenverhältnisse angenehm bemerkbar, da gerade auf jenen Umfang gestimmt, der das Publikum nirgends den Faden verlieren lässt, ihm ein Museum angenehm geniessbar macht, indem sämtliche Räume durchwandert sein können, bevor Schamüdigkeit und Abspannung sich einstellen und die Belehrung beeinträchtigen. Eine halbe Stunde flüchtigen Durchschreitens der retrospektiven Abteilung, und der Werdegang der vaterländischen Wehrhaftigkeit von den Zeiten, da die Faust des

Kriegers die Mordaxt umspannte, bis zum eleganten Mehr- lader der Gegenwart, liegt aufgerollt vor Augen.

Mit allem Vorbedacht ist auch vermieden durch aufdringliches Gepränge in der Architektur der Ausstellungssäle die Aufmerksamkeit des Besuchers von der museologischen Hauptsache abzulenken; nur als begleitendes Moment sind die Stilphasen der einzelnen Zeitabschnitte angedeutet, wie auch bei der Geräteausrüstung militärische Einfachheit absichtlich als Ausgangspunkt festgehalten ist. Wer endlich bei der äusseren Anordnung des Materials vielleicht auf die Gruppierung einzelner Gegenstände zu sogenannten Trophäen oder Panoplien zuviel Wert gelegt findet, ein Vorgang, der von der neueren Fachsystematik, die alles nüchtern hingestellt sehen will, vielfach strenge verurteilt wird, möge bedenken, dass das Waffenstillleben stets als eines der wichtigsten Dekorationselemente hervorgetreten ist, somit seiner Verwendung, wo es dem Zeitcharakter entspricht, ein historisches Recht nicht abgestritten werden kann, am wenigsten aber in dem Münchener Armeemuseum, wo damit nichts als ein Zurückgreifen auf die Überlieferungen aus dem alten Zeughaus am Marstallplatze verknüpft ist.





Die Sammlungsbestandteile.

Jedes einzelne Stück der rund 15000 Nummern der Sammlung vorzuführen und zu beschreiben, kann natürlich nicht Aufgabe dieses Buches sein. Nur solche Gegenstände sollen benannt werden, die sich als Sehenswürdigkeiten an und für sich hervortun oder von Wesenswerte sind, als typische Formen die technischen Entwicklungshauptabschnitte zu beleuchten und im Zusammenklänge hiemit das Werden der vaterländischen Armee selbst zu verkörpern.

In der Kuppelhalle begegnen wir als bildlichem Schmuck vorerst nur zwei Schlachtengemälden Wilhelm von Kobells (1766—1855), des ersten bayerischen Militärmalers von Bedeutung. Das eine: das Ausfallgefecht vor Kosel am 10. April 1807, mit stimmungsvoller Wiedergabe einer Morgendämmerung im Vorfrühling und verschiedenen Soldatentypen, denen ob der Gewissenhaftigkeit ihrer Ausführung, wie allen Kobbell'schen Figuren, der Wert historischer Dokumente für die Bekleidungskunde zukommt. Das andere, bereits stark nachgedunkelt: der Ueberfall des preussischen befestigten Lagers vor Glatz in der Nacht vom 23./24. Juni 1807 während eines orkanartigen Gewitters.

Interessant für Freunde der Kartographie ist die Folge der vom K. B. Topographischen Bureau hergestellten Uebersicht über die historische Entstehung seiner Kartenwerke.

Die von der Empore herabwallenden Fahnen, zum grössten Teil ehemals die Feldzeichen der zu Beginn des 19. Jahrhunderts der bayerischen Armee einverleibten kleinen welt-

lichen und geistlichen Kontingente, mögen in dieser Eigenschaft wohl fast ausnahmslos nur bei militärischen Paraden und kirchlichen Umzügen im Winde geflattert haben, wie die Fahne der Leibgarden des Freising-Regensburgischen Fürstbischofs Prokop von Törring (3), der Fürstbischöfe von Würzburg und Passau und der Fürststäbte von Kempten, die Banner der Nürnberger und Augsburger Stadtsoldaten und der ansbachisch-bayreuthischen Infanterie, die in den Nummern (5, 6, 12) unsere Gedanken an den „Wilden Markgrafen“ Karl Wilhelm Friedrich von Ansbach und Friedrich von Bayreuth, die Schwäger Friedrichs des Grossen zurücklenken. Nr. (17) wurde 1805 der Leibwache des Salzburger Fürstbischofs Colloredo, Mozarts ungnädigem Herrn, abgenommen. Hingegen wehten im Pulverdampf (14 und 17), Erinnerungsstücke an die schweren Kämpfe von 1809 in Tirol und Vorarlberg und (36), das Banner der Lenggrieser Schützen, um das sie sich zur Verteidigung des Isartales gegen die anstürmenden Tiroler scharten. Die Fahnen (25, 42) des grossherzoglich Würzburgischen Regiments unter Grossherzog Ferdinand von 1806—16, jetzt K. B. 12. Infanterie-Regiment, sollen 1808/09 auf den spanischen Schlachtfeldern geführt worden sein.

In der Kuppelhalle befindet sich ausserdem noch die Georg Schreiber'sche Sammlung von Orden und Medaillen der deutschen und europäischen Staaten untergebracht, eine der umfangreichsten Kollektionen ihrer Art, als die sie eine Fülle lehrreichen Studienmaterials zu bieten vermag.

Von den in der Eingangshalle zur Schau gestellten Geschützen verdient besondere Beachtung: (7) eine Lederkanone aus der Zeit des Dreissigjährigen Krieges, ein sog. Wurmbrand-Geschütz. Das kupferne Kanonenrohr ist durch eiserne Ringe verstärkt und mit Gips umgossen, mit Saiten und Mastix und schliesslich noch mit dünnem Leder überzogen. Das Wappen des Fürstbischofs Paris Grafen Lodron von Salzburg auf der Lafettenwand gab wohl die Veranlassung zu der Legende, dass die Kanone 1634 bei Nördlingen erobert und von Kurfürst Maximilian I. dem Fürstbischof geschenkt worden sei. Tatsächlich stammt das seltene Stück aus der Feste Rosenberg ob Kronach. Ein einzig noch vorhandenes Schwestergeschütz liess sich 1874 das Germanische Museum zuweisen.

Die fünf zierlichen Kanonen (3, 8—11), aus dem Ende

Kuppel-
halle.

Eingangshalle.

des 17. Jahrhunderts, gehören dem Typus der sog. „Regimentsstückel“ an, die den Flanken der Infanterie angehängt, deren Feuerkraft im Gefecht zu verstärken hatten. Durch



Waffentrophäe in der Eingangshalle. — Neuere Zeit. — Chinesisches Geschütz.

den Wappenschmuck weisen sie sich als ehemals Gräfl. Preysing'sches (3), bzw. Gräfl. Törring'sches Eigentum (8—11) aus, als welches sie bis zu ihrer Aufnahme im Armeemuseum

die Torbastionen der Schlösser von Hohenaschau und Seefeld zierte. Dem hochgesinnten Entgegenkommen des Freiherrn von Cramer-Klett auf Hohenaschau verdankt das Museum auch die Ueberlassung des Mörsers „Medbe“ mit kurbayerischem Wappen und Jahreszahl 1681 (1). Der Plassenburg entstammt der schönverzierte 15-Pfünder-Mörser (6) mit dem Wappen des Markgrafen Christian Ernst von Bayreuth (1655 bis 1712). Aus dem Breslauer Zeughaus kam 1807 das russische Haubitzenrohr „Schuwalow“ (13), wegen der hornartigen Traube und der Einhörnerhenkel der Gattung der sogen. „Einhörngeschütze“ angehörend. Das Andenken an den Krieg 1870/71 rufen die französischen Beutegeschütze (12, 14 und 15) wach — 12 der „Élégante“, ein Gusswerk Bérengrers, von 1765 —, das kleine Geschütz (16) wurde von der ostasiatischen Expedition von 1900/01 mit heimgebracht.

Chinesischen Ursprungs sind auch die von der Decke wahlenden Riesenfahnen, Beutestücke des bayerischen Bataillons Montgelas von den Gefechtsfeldern von Kuang-Tschang und am Tchang-Tschönpasse, vorzüglich geeignet, durch ihre orientalische Farbenpracht den schlichten Eintön der Eingangshalle wirksam aufzuhellen.



Schlachtschwertierier.

Ein stattlicher Landsknecht-Schlachtschwertierier aus der Mitte des 16. Jahrhunderts kündigt, schon von der Eingangshalle aus, gewissermaßen als Lockvogel sichtbar, den Charakter des Sammlungsbestandes an, der in den ersten Sälen der Abteilung der älteren Zeit den Beschauer erwartet.

Zunächst gewährt RAUM I, in der Art alter Rüstkammer eingerichtet, einen Einblick in die Buntscheckigkeit der Bewehrung eines Kriegshaufens um die Wende des 15. Jahrhunderts. Als Uebergangzeitpunkt in das moderne Weltalter ist dieser Zeitabschnitt als die unterste Stufe gewählt, von der die Darstellung des Entwicklungsbildes bis zur Gegenwart emporsteigt.

Schädigung des Gegners und eigener Schutz vor dessen Beschädigung sind die Hauptmomente des Kampfes. Ihnen entsprechend folgt die Gliederung des gesamten Wehrzeugs in Trutz- und Schutzwaffen. Die Trutzwaffe zerfällt in Unterabteilungen der Nah- und Fernwaffen. Aus der hauptsächlich wirkenden natürlichen Schädigungskraft des Menschen durch Schlag und Stoss ergibt sich die Scheidung der Nahwaffen in Schlag- und Stoss- bzw. Hieb- und Stichwaffen. Die Fernwaffe, aus der projizierten Schlag- und Stoss-, der Schleuderkraft hervorgegangen, beruht bereits auf der Erkenntnis mechanischer Grundsätze. Ursprünglich mit dem Hauptgewichte auf der Wirkung der Nahwaffe lastend, hat sich das Kampfbild der neueren Zeiten völlig zugunsten der Fernwaffen verschoben.

Nahwaffen.

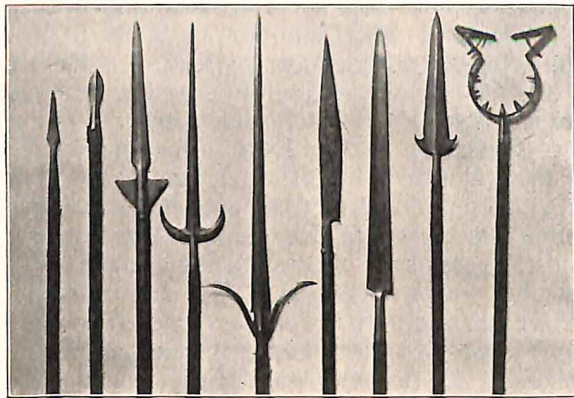
Es war der erste Intellektsfunkten, der das schwächere Individuum des Urmenschen lehrte, dem kräftigeren Feinde gegenüber sich zur Verstärkung seines natürlichen Kampfmittels, der Faust, des Stockes und Steines zu bedienen. Aus dem Stocke entstand die Keule und Stein der Hammer, aus der Verbindung von Stock und Stein der Streitkolben, gleichzeitig das erste technisch zustande gebrachte Werkzeug des Urmenschen. (1—8) zeigen verschiedene Gewandungen der Keule. Um sie auch gegen dicke, gepolsterte Gewandungen wirksam zu machen, pflegte man in und Kopfbedeckungen wirksam zu machen, pflegte man in vorgeschrittener Zeit ihre Köpfe mit Eisenstacheln zu versehen und bezeichnete sie dann im Geiste des Mittelalters, sehen und bezeichnete sie dann im Geiste des Mittelalters, unheimlichen Dingen anmutige Namen zu geben, als „Morgenstern“ oder wie (10), wo der Kopf mit einer Kette am Stiele befestigt ist, als „Weihwassersprenger“. Kurzstielige Streitkolben (14) fallen unter den Sammelbegriff „Kürissbengel“. Der Hammerstein zur Schneide geschliffen, lieferte die Axt oder das Beil. Die Fertigung des Hammerkopfes und Axt-

blattes aus Bronze und Eisen nach Eintritt in das Metallzeitalter gestattete die so ausserordentlich grosse Mannigfaltigkeit der Formerscheinungen. Nicht minder wie der zum Zerschlagen der Harnische vorzüglich geeignete Hammer (15, 16), spielten lange noch nach Beginn des 16. Jahrhunderts auch die Axt, das Beil und die Hacke (18—34) eine wichtige Rolle unter den Waffen der Fußknechte und reisigen Ritter. Als auffallend seltsame Sonderform ist die Fussstreitaxt (21) zu beachten, wohl einst Ausrüstungsstück eines Leibwächters, um ihm hiemit ein besonders grauliches Aussehen zu verleihen. (Ein ganz gleiches Stück findet sich noch in der Waffenhalle des Schlosses Hohenschwangau.) In leichterem Formate werden Hammer und Axt geworfen, wie der dreistachelige Wurfhammer in Kreuzform (17), das Beil (18) und die böhmische Wurfhacke (30). Bei den Streithämmern (31—34) findet sich eine Stossklinge angefügt, um zugleich neben dem Hieb auch den Stich zu ermöglichen. In gleicher Weise, wie das Erkenntnisvermögen den Urmenschen dazu geführt hatte, den Stock zur Verstärkung seiner natürlichen Schlagkraft zu gebrauchen, lehrte es ihn auch, die Schädigungskraft des Fauststosses durch Zuhilfenahme eines zugespitzten Stockes oder Steines — Ursprung der Stichwaffe — zu erhöhen. Bei (33 und 34), sogen. Luzerner Hämmern, diente der in die Augen fallende Schnabelstachel dem Hiebstich zum Durchdringen der Panzerfugen, in noch stärkerer Krümmung zum Reissen und Heranziehen, zum Zwecke der Gefangennahme.

Wie Hammer und Axt neben dem Wirtschaftsgebrauche kriegerischen Zwecken dienstbar gemacht wurden, so bot sich auch der Dreschflügel oder Kornhammer, der sogen. „Kriegsflügel“ (11, 12, 13) als wirkungsvolles Kampfmittel an. Dergleichen das Messer, aus dem sich in der Folge der Dolch entwickelte (35—39). Messer oder Dolchklinge, an eine Stange gebunden, um die Stosskraft des Armes zu verlängern, werden zum Speer (Spiess, Lanze). Für die Form der Spiessklinge bieten die Blattbildungen des Pflanzenreichs, auch der Dorn, die natürlichen Vorbilder; so das schlanke Schilfblatt, die Weide, Salbei, Raute, das breite Lindenblatt (siehe die Folge 40—49); der Dorn erscheint in den Pfiemen oder Ahlspiesen (54—59).

Um dem Spiesseisen an der Wurzel mehr Widerstandskraft zu verleihen, versah man es mit Ausladungen, die

das Eindringen des Eisens in den Körper des Gegners auf ein bestimmtes Mass beschränken sollten, wie es bei den Jagdspiesen (50—53) durch die Knebel geschah. Am grössten erscheinen die Ausladungen, auch Ohren genannt, an den „böhmischen Ohrlöffeln“ (62, 63), wo sie zugleich die Aufgabe als Klingenfänger erfüllen, den gegnerischen Hieb aufzuhalten. Spiesse mit nach aufwärts weisenden Ohren (65—67) führen in der Waffenkunde die Bezeichnung „Runka“; solche mit rück- und abwärts gebogenen Ohren (75—82), dienlich den Gegner vom Rosse zu reissen und der Gefangennahme wegen an sich zu ziehen, sind unter dem Namen „Friauler Spiesse“



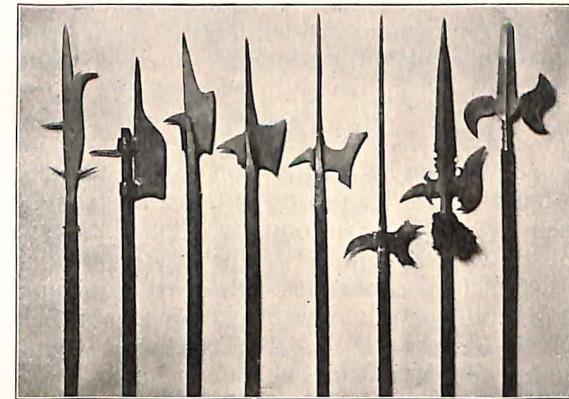
1 2 3 4 5 6 7 8 9
Stangenwaffen: 1, 2 Spiesse, 3 böhmischer Ohrlöffel, 4 Runka, 5 Friauler Spiess, 6 Coup, 7 Breitspiess, 8 Partisane, 9 Menschenfänger.

bekannt. Hackenspiesse (Hussitenspiesse) (74), mit den noch ausgeprägteren Fangzinken, Sturmgabeln (72, 73), Fangeisen (84), Kriegsgabeln (68, 69) — das landwirtschaftliche Geräte der Stallgabel als gefährliche Kriegswaffe —, dazu die Harpunen oder Huchenstecher (70, 71) des Fischers vervollständigen die Auslese an zeitüblichen Mordwerkzeugen der einschlägigen Art.

Zu der formenreichen Familie der Stangenwaffen, die neben dem Stich auch den Hieb gestatten, auf „Hieb und Stich gehen“, wie der Fachausdruck lautet, gehören die Vougen (85), Cuisen (Cousen) (86—87), Glefen (90), eigentlich

nichts anderes als das auf Schäfte gesetzte, breite, spitzige Hiebmesser, der alte Skramasax des germanischen Kriegers in grauer Vorzeit. Für Hieb und Stich wirksam ist auch die auf eine Stange gerade aufgenagelte Sense (91—93), wie Keule, Dreschflegel und Gabel, leicht zu beschaffen und zu führen und deshalb bei Bauernkriegen und Volksaufständen als Ausrüstungsstück der Massen stets eine wichtige Rolle spielend.

Mit besonders breitem Blatte versehen, gewinnt auch der einfache Spiess die Eigenschaft einer Hiebwaffe (95—96), eine Form, die schon den biblischen Zeiten bekannt war und heute noch als Assagai verschiedenen afrikanischen Völkerstämmen



Helmbartenformen.

eigentümlich ist. Mit zackigen seitlichen Ausladungen an der Wurzel versehen, führt der Breitspiess die Bezeichnung Partisane (97, 98, 99).

Als die volkstümlichste aller auf Hieb und Stich gehenden Stangenwaffen stellt sich die Helmbarte dar. Sie entstand, indem man ein Hiebeisen (Barte) mit einem längeren Stiel, dem Helm, versah, das Bartenblatt zu einer Spitze verjüngte und einen Haken für den Stichhieb oder Riss hinzufügte. Die (101, 102, 103) führen den italienischen, gemeinlich „Rossschinder“ genannten Helmbarten-Typus vor Augen; in (104—115) lässt sich die allmähliche Entwicklung der deutschen Form verfolgen, wobei sich die fort-

schreitende Loslösung der Spitze vom Bartenblatte bis zum selbständigen Spiesseisen vornehmlich bemerkbar macht.

Einen selbständigen Platz unter den Nahekampfmitteln nimmt die Blankwaffe ein, als deren Hauptvertreter das im Altertum mit höchsten Ehren, vielfach mit Persönlichkeitscharakter umgebene Schwert, an erster Stelle steht. (128 bis 135) bringen dessen Haupttypen, wie sie vor und um die Wende des 16. Jahrhunderts bestanden, zu Gesicht. (128), die spätromanische, aus der Spatha der Germanen hervorgegangene Form mit pilzförmigem Knauf. (129–133) Reiter- und Fussknechtsschwerter gotischen Gepräges, (134), Schwert, dessen länglicher Griff auch die Führung mit zwei Händen gestattet, sog. Anderthalbhänder und (135) Schlachtschwert oder deutscher „Bidenhänder“, zu dessen Handhabung man beider Hände bedurfte.

Fernwaffen.

Der mörderischen Wirkung von Keule und Spiess im Nahkampf lehrte der Instinkt den schwächeren Gegner bald durch deren Wurf zu vorzukommen, den Nahkampf in den Fernkampf zu verwandeln. Bis ins späte Mittelalter hinein wird der Speer fast ausschliesslich geworfen, auch nachher bleibt die Gepflogenheit des Wurfes, namentlich bei den orientalischen Reitervölkern, aber auch im Abendlande bestehen (siehe die Vertreter von Wurfspeeren (64), sogen. Schefflineisen und (83) mit dem Widerhakenspiessblatt). Und wiederum war es die Not, in der der minderwertige Kämpfer darauf verfiel, die Wurfkraft seines Armes auf mechanischem Wege zu erhöhen und zu erweitern. Der einfachsten Art von Wurfmechanismus, der Schleuder, folgte die Ausnützung des biegsamen Holzes, Stahls, Hornes und der Sehne zur Entsendung des verkürzten Spießes als Pfeile und Bolzen auf erheblich weitere Entfernung. Den letzten und grössten Fortschritt der Fernwaffe endlich bedeutete die Verwertung der Explosiv- und Treibkraft des in ein Rohr eingedämmten Pulvers, in der Form des Feuergewehrs.

Die beiden Haupttypen des einfachen Handbogens, des abendländischen mit geradem, und des morgenländischen mit gekrümmtem Stabe, zeigen (152, 153). Der Handbogen (indogermanisch ar), auf einen Schaft oder eine Säule (Rust) gesetzt, ergibt die Armbrust, seit dem 12. Jahrhundert die

Lieblingswaffe des deutschen Städtebürgers. Neben dem Holz wird als Spannkraft bald ebenso häufig das Horn (145, 146) und schliesslich fast nur mehr der Stahl ausgenützt, sogen. Stachelbogen, (136–142). Da bei der Armbrust das Anspannen der Sehne aus freier Hand unmöglich geworden, erfolgte es entweder mittelst eines Hebels, Geissfusses, (150), einer Winde (148, 149) oder eines Flaschenzuges (147), der hauptsächlich bei den grossen Standarmbrusten in Gebrauch trat. Die Kopie nach Holbein (149a) zeigt einen Bogenschützen beim Umgang mit der Winde. Statt des Bolzens konnte man auch steinerne oder metallene Kugeln schleudern. Armbruste dieser Art heissen Schnepfer oder Balläster (143, 144).

Wer zuerst den Gedanken hatte, das schon lange vorher bekannte Pulver als treibende Kraft auszunützen, und wann dies geschah, steht geschichtlich nicht fest. Gemeinhin wird diese Erfindung dem Mönche Berthold Schwarz im Anfange des 14. Jahrhunderts zugeschrieben. Jedenfalls aber tritt ein ausgesprochenes Übergewicht des Feuerrohres und dessen umgestaltender Einfluss auf die Gefechtsweise des Fussvolkes nicht vor dem Ende des 16. Jahrhunderts merkbar hervor. Bis dahin hatten sich Bogen und Armbrust in bezug auf Schiessgeschwindigkeit und Treffsicherheit neben der Feuerwaffe vollwertig zu halten vermocht, höchstens dass letzterer wegen ihrer psychischen Einwirkung durch den Knall und Blitz zuweilen ein beschränkter Vorzug zuteil ward. Die mehr als einfache Art der ersten Feuerrohre tritt uns in der Handbüchse (155) vor Augen: die Zündung erfolgte aus freier Hand mit Hilfe eines Zündschwammes. Erst allmählich erkannte man den Vorteil, den die Einbettung des Rohrs in einen Schaft und Verwendung eines Mechanismus zum Einklemmen der Lunte in einen Hahn mit sich brachte, Abziehmechanismen (165–167). Ebenso versuchte man die geringe Krafterleistung der Handbüchse durch Vergrösserung des Kalibers zu steigern. Hiedurch wurde diese für freihändigen Gebrauch jedoch zu schwer und es benötigte, sie zum Abfeuern auf eine Mauer oder einen Bock aufzulegen. Von den Haken, die den Rückstoss zu hemmen hatten, führt diese ganze Gattung den Sammelnamen „Hakenbüchsen“ (159–164). Andererseits versuchte man die Schussleistung durch gleichzeitige Entsendung mehrerer Geschosse auszugleichen, von denen möglicherweise doch eines traf, indem



Nordecke von Raum I.
Schliesszeug, Panzerhemden, gotischer Harnisch.

man mehrere Läufe aneinander fügte: Hagelbüchsen, Orgeln, Schaufelbüchsen (156, 157). In der Hagelbüchse (156) ist die Idee des Revolvers in seinen Uranfängen niedergelegt. Wie weit der Gedanke der jetzt allein herrschenden Rückladung zurückgreift, dürfte uns das Stück (167a) lehren.

Schutzwaffen.

Der einfachste Schutz für das Haupt formt sich aus einer über den Schädel gezogenen Kappe aus Leder oder Metall. Der mittelalterliche Sprachgebrauch gibt dieser Schutzkappe die Bezeichnung „Haube“ und wegen der zumeist angewandten Form des Beckens den Beinamen Becken- oder Beggelhaube, wie sie uns in ihren landläufigsten Bildungen in (168, 169) vorliegt. In (170) erscheint eine Sonderart der Haube, der viel beliebte Eisen- oder Sturmhut mit seinem breiten Rand, in (172) eine andere häufige Form, die Schallern oder Salade, mit dem langgezogenen Genickschutz. Da die Haube wohl dem Schädeldache, aber nicht dem Gesichte Schutz bot, suchte man diesen durch ein vorgehängtes Kettengeflecht, Härsenier, Musszeug (171), zuweilen noch durch eine Eisenstange (Nasale, Naseneisen) oder durch eine vorgesteckte Eisenblechplatte (Bart, Visier) (173) zu erreichen.

Zum Schutz des Körpers diente im frühen Mittelalter ein durch aufgenietete Eisenplättchen oder Ringe verstärktes Leder- oder abgestepptes Stoffwams, der Haubert. Dieser wurde von dem Ringpanzer (Musszeug, Brünne, Kettenhemd) verdrängt, an dessen Stelle sich allmählich die den Schalenrüstern (dem Krebs) abgelauschte vollständige Eisenplattenrüstung, der Harnisch, einschob. (174—179) umschliessen Ringpanzerstücke, (181—184) Teile von Plattenharnischen, in (180) bietet sich eine geschlossene Plattenrüstung, sogen. ganzer lichter Harnisch eines berittenen Reissigen in dem noch zu Ende des 15. Jahrhunderts vorkommenden gotischen Zuschnitt dar.

Weitaus älter wie Helm und Körperrüstung ist der Schild als Schutzwaffe, den sich schon der prähistorische Mensch aus Holz und Tierhaut herzustellen verstand. Bei den Rittern mit Einführung der Plattenrüstung allmählich überflüssig geworden, gehört er in der Form von Tartsche und Pavese (Setschild) während des ganzen 15. Jahrhunderts noch zu den Hauptausrüstungsstücken des Fussvolkes, namentlich der Schützen. Bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts wird er als eiserner Rundschild (Rondache, Custodier, 163/II) vereinzelt noch von den Vorkämpfern der Sturmkolonnen geführt. Dann verschwindet er aus der europäischen Bewehrung, um in jüngster Zeit in den Schutzschilden der Artillerie aufs neue aufzuleben. Von grossen Pavesen und

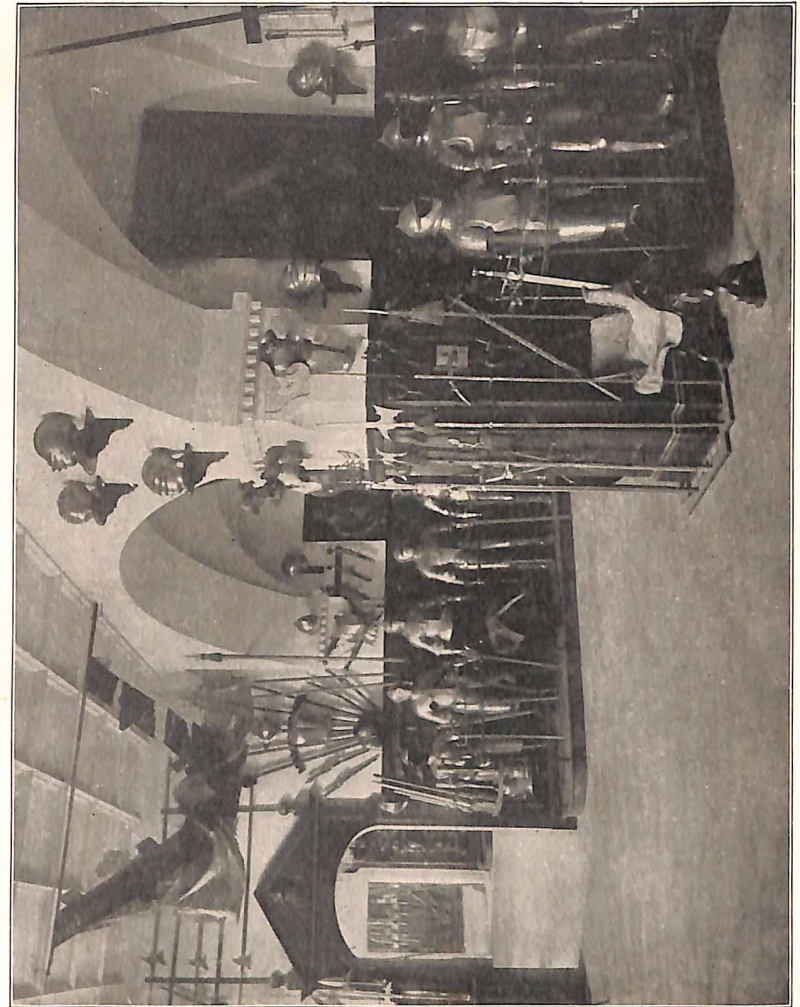
Setzschilden verwahrt das Nationalmuseum eine Reihe interessanter Stücke aus dem alten Zeughaus, während das Armeemuseum nur drei Pavesen kleinerer Form, sogen. Handtartschen (185, 186, 186a) sein Eigen nennt.

Raum II.

5. 8. 8/9/12

RAUM II umfasst das 16. Jahrhundert, da der Landsknecht als Werbesoldat bereits berufsmässig die kämpfende Macht verkörpert und den Kriegsdienst zum Handwerk gemacht hat. Unwillkürlich lenkt sich in erster Linie unser Blick auf die Bildnisse der bekanntesten Landsknechtgestalten des Jahrhunderts, Kaspar Winzerer aus Tölz (92), Georg von Frundsberg (137) und Schärtlin von Burtenbach (225), unter deren Banner sich das bayerische Werbevolk mit Vorliebe scharte. Je nach der Waffe, die er gerade besass, liess sich der Söldner als Langspiesser, Helmbartierer, Schlachtschwertier oder Hakenschütze anwerben. Allen gemeinsam ist eine kurze oder lange Wehre und ein Dolch. Schutzwaffen wurden anfangs verschmäht; erst nach und nach griff man zu Häubel, Brust-, Rücken- und Armschienen, Beinschossen, sogen. Krebsen, um als „wohlstaffiert“ Doppel sold zu erhalten. Das Bild (43a) aus dem Reinhard von Solm'schen Kriegsbuch zeigt uns die Vielseitigkeit der Bewehrungsart innerhalb eines einzelnen Fähnleinhaufens. Wie die fünf Meter langen Spiesse, sogen. Pinnen, in Wirklichkeit aussahen, lehren die Stücke (1) und (2) über der Pforte des Saales; (3—7, 38), und die in den Zapfenlagern ruhenden Massenstücke vertreten die gebräuchlichsten Helmbartenformen der Landsknechtzeit. In (39) und (40) und den Doppelreihen der Gestelle (300—333) erscheinen die Schlachtschwerter, Bidenhänder mit glatten und gewellten Klingen (Flamberge) und zum Teil noch gut erhaltenem Aufputz, „Gefrense“. (44) und (45) sind kurze Wehren, „Katzbalger“, (51—54) lange Wehren oder Degen.

Die Hakenschützen führen entweder die leichte Handbüchse (Halbhaken, Archebusen) (12, 64, 65) oder den ganzen Haken, die Muskete (13, 14), zu deren Gebrauch man beim Abfeuern einer Auflagestütze, der Gabel (15), bedurfte. Der volle Wert dieser höchst sinnreichen Schiesswaffe, die dem Schützen genügende Bewegungsfreiheit und durch die Grösse ihres Kalibers zugleich eine gute Schussleistung gewährte, wurde zuerst von den Spaniern erkannt, die sie



Raum II.

Moschetta nannten, da man mit ihr die Feinde nach Art der Moskitos von allen Seiten anfallen konnte. Bei Pavia 1525 stellte das geschickte Manöver der Musketenschützen das bereits verlorene Treffen wieder her. Mehr das Gepräge leichter Feldartillerie tragen die Doppelhaken (8—11, 16), deren Bedienung durch zwei Mann und Auflage zum Abfeuern auf einen meist zerlegbaren Bock die Bilder an der Rückwand veranschaulichen. Das Pulver auf der Zündpfanne wird, vereinzelt noch über die Mitte des 16. Jahrhundert hinaus, mittelst Luntenföhrung aus freier Hand entzündet (14). Der Landsknecht hatte zur Arbeit nur zu häufig lahme Finger, denen schon das Instandhalten eines einfachen Abzugsschlusses zu viel war. Daneben erfahren die mechanischen Zündungen in Form des Luntenschnapphahn- und Luntenebelarmschlusses (12, 13) fortgesetzte Verbesserungen. Die vervollkommnetste Konstruktion, mit dem selbstbeweglichen Pfannenschieber und dem Züngelabzug, tritt in dem halben Haken (64) zutage.

Angeblich ein Nürnberger Uhrmacher soll um 1515 auf die Idee gekommen sein, die im täglichen Wirtschaftsgebrauche übliche Art der Funkenerzeugung durch Reibfeuer als Schlossmechanismus auf die Schiesswaffe selbst zu übertragen. So entstand das Radschloss, wobei ein Rädchen, über ein Stückchen Schwefelkies (Pyrit) laufend, den das Aufschüttpulver entzündenden Funken hervorbrachte (65). Auch die zweite Art der Funkenerzeugung im täglichen Leben mittelst Anschlags des Stahls an Schwefelkies oder Feuerstein, das Schlagfeuer, fand als Steinschnappschloss, wozu der Gedanke in dem Luntenschnappschloss (12) bereits gegeben war, Verwendung.

Interessante Schusswaffen aus dieser Zeit sind noch die kurzen Halbhaken mit gestauchten Mündungen, Pirschpuxen, Petstollen oder Stutzen genannt (56—63), das Hauptschiesszeug des Landaufgebots des oberbayerischen Gebirgsvolkes. Im Jahre 1562 mussten jedoch die sämtlichen Stutzen des Landvolkes wegen starken Missbrauches zum Wildbretschiessen bei den Ämtern eingeliefert werden.

Dem Dienst zu Pferde lag natürlich eine möglichst kurze Schusswaffe bequem, der das ursprünglich sehr plumpe Faustrohr (123, 124), aus dem sich im Laufe der Zeit die Pistole entwickelte, gerecht wurde.

Helmbarten, nach dem Muster von (3) und (4), bildeten das



Couse aus der Zeit
Herzog Wilhelm V. (164).

Würdeabzeichen der Landsknechtfeldweibel oder Waibel, während sich die unteren Grade der Chargen, die gemeinen Waibel und Rottmeister, mit gewöhnlichen Spiessen (41—43) begnügten. Hauptleute und oberste Feldhauptleute nahmen als Abzeichen mit Vorliebe einen schön aufgeputzten Schweinspiess zur Hand oder bedienten sich auch, wie Winzerer und Frundsberg, um ihre Stellung als Landsknechtväter zu markieren, gemeiner Fussknechthelmbarten (vgl. die Porträte).

Meist setzten die obersten Feldhauptleute, dem Geiste der prachtliebenden Renaissance entsprechend, eine Ehre darein, ihre Leibwächter (Trabanten) mit besonders prunkvoller Bewehrung auszustatten, um damit ihrer Würde nach aussen hin geziemenden Ausdruck zu verleihen. So entstanden die Prachtstücke der Helmbarten, Partisanen, Cousen und Gfelen, deren Verzierungsweise, besonders Ätzmalerei mit und ohne Vergoldung, auf Münchener Boden häufig nach den Entwürfen hervorragender Meister, wie des Hans Mielich, Johann von Ach, Johann Schönberg und anderer ausgeführt, nicht zuletzt als Beweisstücke für den hochentwickelten Heimatkunstsinne ihrer Entstehungszeit, ins Treffen geführt werden können. In der Reihe derart kunstvoll geschmückter Waffen stehen die Helmbarte (149) der Trabanten Herzog Wilhelm V. von Bayern von 1582 und die Couse (164) von 1580 seiner Leibgarde-schützenreiter, Vorläufer unserer Hartschiere, oben an. Beiden ist als Symbol das ruhig über die Wogen gleitende Schiff, der Couse auch noch die Inschrift im Spruchband: Cinosura duce obdurandum est — Unter dem Sternbild des kleinen Löwen muss man ausharren — der Wahl-

spruch des frommen Herzogs — zu eigen. Eine weniger kunstvolle Schmuckweise verraten die Trabanten-Helmbarten (165) des Herzogs Ferdinand, des Bruders Herzog Wilhelm V. (Porträt 255).

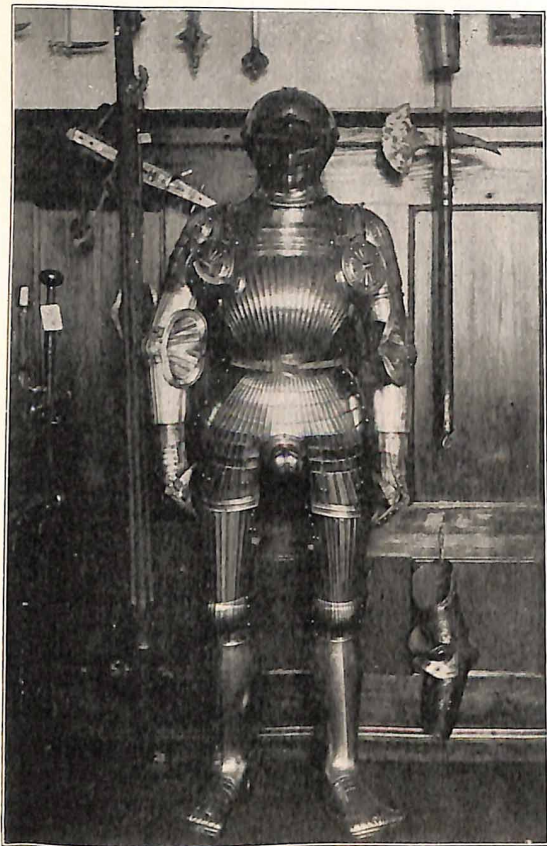
Allgemein gebräuchliche Landsknechtausrüstungsstücke aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts sind noch: der Panzerkragen (49), die Beckenhaube (48) mit dem beweglichen Augen- und Nackenschirm, eine bei den Landsknechten besonders beliebte Kopfbedeckung; die grosse Landsknechttrummel (50), die Pulverhörner aus Hirschgestängen mit derben Zeichnungen im Landsknechtgeschmacke, endlich die Richtschwerter (76, 77), die der Generalgewaltige und auch der Freimann mit der roten Feder am Hute zur Seite hängen hatten. Muster von wohlstaffierten Landsknechtrüstungen, sogen. halbe Harnische für Doppelsöldner mit zugehörigen Häubeln weisen (86, 87) und (88) auf.

In (102) tut sich ein ganzer lichter Harnisch eines vollgerüsteten Reisigen zu Pferd, ein sogen. Feldküriss auf und zwar mit den charakteristischen Riffungen der Maximilianischen Zeit. Durch seine Beschaumarke (halber Adler) kennzeichnet er sich als Nürnberger Fabrikat; gleich den Augsburgern waren es die Nürnberger Harnischfegerfirmen, die mit ihren vortrefflichen Erzeugnissen, solange das Eisenkleid währte, den Weltmarkt versorgten. Um die Mitte des Jahrhunderts gab man die Riffungen auf; die Harnische gewannen Schnitt und Aussehen wie (120, 121), mit einer Ausbauchung auf dem Grate des Bruststücks, der sogen. Tappul (vom ital. tappo, Zapfen). Der Beinschutz ist zu einem Stück, den Schössen oder Krebsen, vereinigt.

Die schon in den Verzeichnissen des alten kurfürstlichen Zeughauses als besonders sehenswert vorgetragene Lanze (105) ist der „Rennspiess so der alte von Hegenberg Dux 1530 in Tunis gegen die Türken gebrauchte.“

Mit dem ganz geharnischten Kürisser steht während des ganzen 16. Jahrhunderts der leichter gerüstete Schütze zu Pferd im gleichen Verbands. Ihren Halbharnischen von der Art des (103), die auch das Traben ermöglichten, während der Kürisser sich nur im Schritt oder auf ganz kurze Entfernung im Galopp fortbewegen konnte, wird der Sammelname „Trabrüstung“ beigelegt; die den leichten Reitern und Fussknecht-schützen meist eigentümliche Haube, deren Seitenwände sich zu einem scharfgratigen Scheitelpunkte zuspitzen, führt von

ihren Trägern die Allgemeinbezeichnung „Schützenhäubel“ (Cabasset), eine Form, deren Beliebtheit sich erhielt, solange die Blechhauben ihr Dasein behaupteten. Die Hauben mit vollständigem Gesichtsschutz nennen sich geschlossene



Geriffelter Feldharnisch (102).

Helme, Visierhelme oder kurzweg Helme. (117) und (125) führen die Hauptverschiedenheiten der Art des Halsschutzes bei den Visierhelmen vor: bei (117) besteht er in dem über die Halsberge des Kragens übergreifenden Hals- und

Nackenrand, bei (125) greift der Unterrand des Kinnreffs in die entsprechend aufgeworfenen Oberkanten der Halsberge ein, was man mit „im Kragen umgehend“ bezeichnete. Eine weitere Haubenart ohne Visier (120) mit dem ausgeschweiften Nacken und dem an der Stirne aufwärts gerichteten Sonnenschirm nebst den seitlich befestigten Backenstücken wird allgemein üblich als „Sturmhaube“ oder „Bourgignotte“ angesprochen; eine Abart bietet (121) mit den zu einem Kinnreff zusammengeschlossenen Backenstücken. Die Scheitelkrönung mit einer eichelförmigen bzw. stachelartigen Spitze verrät stets orientalischen Einfluss; sie stellt sich als Vorläuferin unserer heutigen Helmspitze dar. Viel häufiger jedoch zieht sich der antike halbe oder ganze Kamm über den Scheitelgrat, zuweilen nur angedeutet, dann wieder, namentlich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, unter dem Einfluss der Mode riesenhaft emporstrebend (195).

In der Folge wird dem aufmerksamen Beobachter überhaupt die Tatsache nicht entgehen, dass sich der kriegerische Geschmack gerade in den Jahrzehnten vor und nach einer Jahrhundertwende in einem Emportreiben der Kopfbedeckungsformen auslebt, um regelmässig jedesmal wieder zu bescheideneren Ausmassen zurückzukehren. So stehen der Haube (159), einem sogen. Birnhelm aus dem Ende des 16. Jahrhunderts, die mächtigen Hutformen der ersten Max-Emanuel-Zeit und die Hüte und Kaskette der napoleonischen Epoche ebenbürtig zur Seite. Beckenhauben mit vorne und rückwärts aufgebogenen, beiderseits in Spitzen endenden Krempe, führen die spanische Bezeichnung „Morion“ (159, 160,



Morion mit besonders hohem Kamm.

198, 199). Neben dem Schützenhäubel und der Sturmhaube geben sie die Hauptkopfbedeckungstypen des Kriegsvolkes von etwa 1550—1650 wieder.

Wie die Eisenteile der Stangenwaffen, bilden auch Schwert und Dolch seit ältesten Zeiten den Gegenstand reicher, oft überüppiger Zierausstattung. Von den einzelnen Schaustücken dieser Reihe nennen wir nur das Prunkschwert (150), dessen vergoldeter, gezahnter Scheibenknauf mit einer Medaille des Johannes Francesco de Boggia — Ariadne auf Naxos — geziert ist; das Schwert (152) mit der durchbrochen gearbeiteten Klinge, den sogen. Giftzügen — ein auch bei Dolchen beliebter Schmuck, von den Klingenschmieden vornehmlich als Reklamemittel benutzt, um ihr technisches Können an den Tag zu legen —; endlich das dolchartige Kurzschwert (153) mit der breiten, „Ochsenszunge“ genannten Klinge, in dessen Inschrift der Besitzer über seine Feinde klagt und sich von Gott Hilfe gegen sie erhofft.

Heeresgeschichtlich hochinteressant ist die Waffengruppe in der zweiten Nische des Saales: birgt sie doch die Muster der vollständigen Ausrüstung und Bewehrung des ältesten bayerischen Regiments Wolf von Erlach, wie es im Kölner Kriege 1583 im Felde stand. Daran angereiht sind Typen des Harnischzeugs der Reisigen des Hofrennfahrens des obersten Feldhauptmanns, Herzogs Ferdinand (Porträt 255), mit dem er nach dem Rheine zog (253, 254 u. ff.). Zwei Drittel des 3000 Mann starken Regiments Erlach bildeten geharnischte Doppelsöldner: Pikeniere, Schlachtschwertierer und Helmbartierer, deren schwarze, lichtgestreifte Rüstungen wir in (226—234) vor Augen haben.

Neben der um diese Zeit verschwindenden Tappulform des Bruststücks gewinnt jene mit dem Gansbauch an zunehmender Beliebtheit, eine Nachahmung des zeitgenössischen Policinello-Wamses der Laienmode. Die Lilien auf den Morionen und Sturmhauben, das Symbol der Jungfrau Maria, dienten den katholischen Soldknechten nicht allein als Zier, sondern auch als besonderes Kennzeichen ihrer Konfessionszugehörigkeit.

Die Waffentrophäe an der Rückwand zeigt die Bidenhänder der Schlachtschwertierer nebst den verschiedenen Helmbarten der Befehlshaber, Trabanten und gemeinen Fussknechte. Zum Gefechte formierte sich das Regiment, je nach der Stärke, in einen oder mehrere Geviertehaufen, deren festen Mittelpunkt die Pikeniere mit ihren langen Spiesen

(223, 224) bildeten. Vor der Schlachtlinie pflegten sich, den Kampf einleitend, im 16. Jahrhundert noch die Schlachtschwertierer zu bewegen, um mit ihren Zweihändern die ihnen entgegenstehenden Spiesse niederzuhauen und Gassen zu bilden, durch welche die Rondachierer mit eisernen Rund-



Schwarzer, lichtgestreifter Fussknechtharnisch, Gansbauchform des Bruststückes (231—34).

schilden und Spitzschwertern (162, 163, 163a) sich sodann in die gedrängten Langspießermassen einzubohren versuchten. An den Flügeln der gevierten Haufen arbeitete das Drittel Schützen (Musketierer, Haken- und Halbhakensützen), mit ihren Feuerrohren nach Art von (181—186). Im Regiment

Erlach sollte jeder Pikenier neben seinem Langspiess noch eine feuerschlagende Büchse, d. h. ein mit Rad- oder Steinschnappschloss versehenes Feuegewehr zur Seite tragen. Die Steinschnappschloss-Büchse (186) besitzt nebenbei die Vorrichtung, um als Legbüchse zur Sicherung gegen nächtliche Ueberfälle zu dienen.

Musterbeispiele für die auf eine kriegsbrauchbare Rückladung zielenden Bestrebungen des 16. und 17. Jahrhunderts bieten die Korbinerrohre (Karabiner) (284, 285) mit vorzüglichen Dosenverschlüssen und eisernen Zylindern zur Aufnahme der Patronenladung, die in kleinen Köchern (285 a und b) mitgeführt wurde. Da das Radschloss ein unbedingt sicheres Funktionieren des Mechanismus nicht gewährte, pflegte man die Feuerrohre häufig gleichmässig mit Lunten und Radschlössern auszustatten, von denen die letztgenannten auch bei feuchtem Wetter die Entzündung ermöglichten, im Falle des Versagens aber die Lunte raschen Ersatz bot (282).

Die an der Längswand angebrachten Reiterrüstungen aus Herzog Ferdinands Hofrennfahnen bei seinem Zuge nach dem Rhein erläutern aufs trefflichste die weitere Entwicklung des Harnischzeugs. Die in den Fahnen an erster Stelle stehenden ganz gerüsteten Kürisser kommen in Bayern um diese Zeit unter dem Namen „Corrazzi“ vor (253, 254). Mit der mannigfach bunt bemalten Reiterlanze (271—273) ausgerüstet, werden sie zu Lanzierern; ein kräftiges Reiterschwert (247—252), Rohre mit grossen Lothen, in den Zeughausbüchern „französische Pistoli“ genannt (450) oder Faustrohre nach Art der (289—292) vervollständigen die Bewehrung. Nach ihnen kommen die halbgerüsteten Kürisser (260, 269, 270), deren Eisenrüstung bei Benutzung eines Sattels mit besonders starken Vorderpauschen (261) die Beinschösse entbehren lässt. Zuletzt die Schützen, von ihren Archebusen oder Korbinerrohren (282—288) Archebusiere oder Korbinerreiter geheissen. Dem Zeitgeschmack entsprechend liebt es der Archebusier, mit schön geschnitzten oder mit Beineinlagen verzierten Schäften seines Schiesszeugs Staat zu machen; siehe auch die zum Werfen von Brandzeug dienlichen Handmörser, sogen. „Katzenköpfe“ (280, 281). Als Rüstung genügten dem Archebusier Brust-, Rücken- oder auch nur Hals- und Schulterschutzstücke, sogen. Spangrölen (279). Das Haupt bedeckt er sich mit einer Sturmhaube oder einem Morion, während der Kürisser an dem Visierhelme festhält (254, 260,

269) oder seiner Sturmhaube als Visier einen sogen. Feldbart vorsteckt (268 Raum III).

An der Fensterwand wird in einer Reihe typischer Exemplare die Weiterbildung der Helmbarte aus dem ursprünglichen Kampfmittel des gemeinen Fussknechts bis zu dem schliesslich nur mehr höfischen Leibwächtern oder städtischen Garden als Galawaffe dienenden Geräte vor Augen geführt. Unter der Herrschaft des Barockstils gestalten sich die Formen immer bizarrer, werden die Umrisslinien immer geschwungener; tauchen, aus den Niederlanden kommend, schliesslich die fast zu Spitzengewebe durchbrochenen Beil- und Hakenglieder auf (431—433). Wie bei den bayerischen Prunkstangenwaffen hebt sich auch an den Helmbarten des Herzogs Ernst von Bayern als Bischof von Freising und an jenen der fürstbischöflich Salzburgerischen Leibgarden, eines Wolf Dietrich und seiner Nachfolger (435—439 und ff.) das in Zeichnung und Ätztechnik gleich künstlerisch ausgeführte Zierbeiwerk erfreulich hervor.

Durch das Kunsthandwerk zeitüblich veredelte Manns- und Rossharnische zu zeigen, ist das Armeemuseum, die unvollständigen Rüstungsteile (459) vielleicht ausgenommen, nicht imstande. Das in dieser Hinsicht letzte wertvolle Stück aus dem alten kurfürstlichen Zeughaus, der reich vergoldete Prunkharnisch des Fürstbischofs Wolf Dietrich aus der Werkstätte des Mailänders Piccinino, ist bei den Abgaben von 1859 an das Nationalmuseum der Armeesammlung für immer entrissen worden.

Von den verschiedenartigen Landsknecht- und Reiterdolchen, Gnadgotten und Miserikordias im Pultschranke (418, 419) dürften der hübsch verzierte Dolch mit Scheide (21), der Parierdolch (28), ein sogen. linker Hand mit gezahnter Klinge zum Brechen der aufgefangenen blanken Waffe des Gegners und die Dolche mit Gradeinteilung, sogen. „Fusetti“, Paradedstücke der alten Büchsenmeister, besonders zu erwähnen sein.

Fahnen aus dem 16. Jahrhundert, so viele Tausende von Bannern auch dereinst über den Landsknechtheeren geflattert haben, gehören zu den grössten Seltenheiten. Bei den beiden im Raum II von der Decke herniederhängenden Stücken, kann beobachtet werden, wie man Fahnenstoffreliquien durch Aufziehen auf Netze museologisch zu erhalten sucht. Weiter ist der für die Landsknechtfahnen charakteristische kurze

Handgriff, „Schwengel“, und neben den Streifen das rote burgundische Astkreuz als besonders beliebtes Symbol bemerkbar.

Raum III.

Düster und ernst, ein Spiegelbild der traurigsten Zeit, die jemals deutsche Lande in ihre Fesseln schlug, blickt es in der ersten Nische des RAUMES III von den schwarzen Rüstungen dem Beschauer entgegen; höchstens dass die bunten Feldbinden etwas Farbe in das finstere Gleichmass bringen. Mit solch schwarzen Harnischen waren Pappenheims Reiter angetan, wenn sie sich auf den blutgetränkten Schlachtfeldern in den Feind stürzten. Immer mehr verliert das Eisenkleid bei den Massenerlieferungen sein früheres individuelles Gepräge, immer spärlicher gestaltet sich auch bei den Rüstungen der Befehlshaber die schmückende Zutat. An dem Offiziersharnisch (25) erinnert die einst vergoldete Benagelung allein noch an das frühere Streben, sich schon durch den Glanz des Rüstzeugs gegenseitig zu überbieten.

Bei den Handwaffen, namentlich den Luxusdegen der Kavaliere und vorzüglich bei Ausstattung der Pistolen, bleibt allerdings der Drang, durch verschönerndes Beiwerk den Wert des einzelnen Stückes zu heben, nach wie vor bestehen. Immer noch liefert die Phantasie der Schwertfeger und Büchsenmacher, abgesehen von den zeitüblichen barocken Geschmacksverirrungen, hochschätzbare Arbeiten, wovon die Nr. (257, 259, 269, 342, 346) gute, wenn auch nicht auf oberster Stufe stehende Beispiele bieten. Ein unverkennbarer Rückgang in Stil und Ornamentierung macht sich weniger noch bei den Partisanen der Neuburgischen Leibgarde (241, 251, 252) als bei dem neuen Helmbartenmuster für die Trabanten Kurfürst Maximilian I. von 1630 bemerkbar (253). Nur bei den Prunkstangenwaffen der Salzburger Fürsibischöfe, den Helmbarten und Cousen des Markus Sittikus (434, 435), den Partisanen aus der Zeit der Grafen Lodron (438, 493), Thun und ihrer Nachfolger bleibt man der künstlerischen Tradition getreu.

Höchste Güte war es, was der Soldat des dreissigjährigen Krieges von seiner Tagesgebrauchswaffe forderte, und die man auch erzielte. Haudegen wie (27—35), aus den Solinger Werkstätten des Peter Wirsberg, Koller, Klein, deren Namen sich in den Blutrinnen verewigt finden, oder die

(15—19) mit der Tomaso Ayala-Marke als Stempel gehören zu den besten Blankwaffen-Fabrikaten aller Zeiten.

Besonderes Augenmerk wird um diese Periode dem Schutze der Hand durch bessere Ausgestaltung des Gefäss-



Schwarzer Pappenheimer Harnisch (25).

korbes geschenkt. In dem Zeitalter der eisengewappneten Faust bot eine einfache gerade oder gebogene Parierstange, der Kreuzgriff, Schutzes genug (78—80 II). Später kommt der ein- oder doppelseitige Parier-Ringbügel als Klingenfänger

hinzu (81, 82, 83 II); durch einen längs der Klinge laufenden Halbringfortsatz von der Faust weiter abgeschoben (129 II), führt er die waffenkundliche Bezeichnung „Eselshuf“. Mit Einlagen versehen, wird der Parierring zum Stichblatt. Durch eine längs des Griffes aufstrebende Spange, dem „Griffbügel“ und weitere Seitenspangen entsteht der Korb, der, wie bei den deutschen Reiterschwertern (250—252 II), dem Gefäss bereits den ausgesprochenen Charakter der Schutzwaffe verleiht. Noch geschützter ruht die Faust in dem Korbgitter der sogen. Schiavonen, der Seitenwehre der slavonischen Leibwächter der Dogen von Venedig. Bei der spanischen Art setzt sich der Korb noch über den Griff hinaus nach dem Klängenansatz fort; es entsteht der untergriffige Korb (15—19, 27—35 III). In den Reiterhaudegen (107—112 III), den sogen. Pappenheimern, zeigen sich alle Bestandteile des Korbgefässes: Parierstangen, Griffbügel, Seitenspangen, Stichblätter in üppiger Fülle vermengt und bezeichnen damit die höchste Entwicklung des schützenden Korbgefässes. Nach dem dreissigjährigen Kriege begnügt sich der Reitersmann wieder an seinem Haudegengefäss mit einem vorderen und seitlichen Griffbügel und höchstens noch einer Verbindungsspange dazwischen, eine Form, die als Wallondenegen oder volkstümlich Schwedensäbel bis ins 18. Jahrhundert hinein typisch bleibt (281, 282 III).

Die Blankwaffe des Fussvolkes in diesem Zeitraume zeigt nur in den hauptsächlich von den Pikenieren geführten Stossdegen, den sogen. Rapieren, die Korbbildung des Gefässes; meist gab sich der Fussknecht mit einem kurzen Schwerte mit Kreuzgriff, später dem „wohl konditionierten“ Stossdegen, der nur durch Parierbügel mit Stichblättern oder Parier- und Griffbügel der Hand Schutz gewährte, zufrieden (229—231 III) und (138—149 IV).

Als Gemeingut der militärischen Bewaffnung, namentlich der leichten Reiterei, erscheint nunmehr auch neben der geraden Klinge des Abendlandes die geschweifte orientalische Säbelklinge, die, wenn auch schon seit den Kreuzzügen unter den Namen Craquemart, Courtelas, Malchus bekannt, es doch auf deutschem Boden über den vereinzelt Liebhaberbrauch, namentlich als Hauswehre des Bauernvolkes (77a II) noch während des 16. Jahrhunderts, nie hinausgebracht hatte.

Ueber die Beschaffenheit des Schiesszeugs in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts belehrt uns die Gruppe (139—141

III). Die Schergewichtsschiesswaffe geht noch unter dem Namen „Muskete“ einher, während sich die leichteren Muster in dem Sammelbegriff „Schützenrohre“ zusammenfinden. Mit der zunehmenden Ausschaltung der schweren Musketen (148, 149) und der allmählichen allgemeinen Ingebrauchnahme eines leichteren Kaliber-Typus (139—141), nach seinem Konstrukteur, dem Nürnberger Büchsenmacher Kuhfuess gleichbenannt, springt die Benennung Muskete bald auf das Infanteriegewehr im allgemeinen, die Bezeichnung Musketier auf die gesamte feuernde Infanterie gegenüber den Spiessträgern über. War eine Auflegegabel, die Forchette (151—153) bei den schweren Musketen unerlässlich gewesen, so bediente sich ihrer der Träger der leichteren Kaliber noch bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts aus Bequemlichkeit und zur Ermöglichung einer ruhigeren Schussabgabe. Nach dem dreissigjährigen Kriege beginnt auch sie aus dem Rüstzeug des Fussvolkes zu verschwinden.

Die berittenen Schützen, die Arcebusiere und die neu hinzugekommenen Dragoner führen die leichte Arcebuse, die allmählich durch den handlicheren Karabiner (269, 270) verdrängt wird. Von den Spaniern stammt die Gattung der Trabucos oder Trombone, Karabiner mit erweiterten Rohren an der Mündung für den Streuschuss mit gehacktem Blei (266).

Als interessante Sonderformen tauchen gegen Ende des 17. Jahrhunderts die „Musketen mit Piken und Schwertern“ (298—300) auf, an denen sich, um die Pike unnötig zu machen, der Versuch, die Stoss- bzw. Hieb- und Hieb- bzw. Hieb- und Stosswaffe mit dem Feuerrohr in ein Stück zu verschmelzen, kund gibt. Wegen ihrer zu geringen Widerstandskraft erwiesen sich sämtliche Konstruktionen durchwegs nicht als kriegstauglich, wie auch das von den Waffentechnikern der Zeit unentwegt verfolgte Problem, durch Rückladung eine grössere Geschwindigkeit beim Schiessen zu erzielen, keine auf die Dauer standhaltende Lösung fand. So auch das von dem Mainzer Büchsenmacher Peter Diringen der kurbayerischen Kriegsverwaltung eingesandte Modell eines Rückladegewehrs (301), bei dem die Ladung auf der unteren Laufhälfte vor sich geht, und Pulver und davorgesetzte Kugel durch einen birnförmigen Zapfen festgehalten werden. Zu dem Berichte des grossen Leibniz in seiner Wiener Reisebeschreibung 1687—89, dass „Bayern in tractatu mit einem Augsburgener Handler stehe, sich sonderbare Gewehre liefern zu lassen, die mit 6 oder 8 Kugeln

von hinten geladen würden“, worunter die heute tonangebenden Mehrlader oder Magazingewehre zu verstehen sind, dürfte ein in das Nationalmuseum (Jagdsaal) geratenes Exemplar mit der Aufschrift: „Fecit et invenit Lieutenant Wetschgy Auf[sburg]“, die Illustration liefern. Das Unvermögen, gasdichte Abschlüsse herzustellen, liess jedoch alle Hinterladungsprojekte immer wieder scheitern; auch waren feinere Gewehrmodelle überhaupt zu empfindlich für eine Gefechtsweise, bei welcher der Fussknecht im Notfalle mit seinem Feuertgewehr auch zuschlagen können musste. Mit Rücksicht hierauf bildete sich in Frankreich der keulenartige Anschlag, der „Kolben“ heraus, der jenem Zwecke besser entsprach als die dünnwandigen flachen Schaftenden der früheren Zeit.

Weitere Sonderarten von Schiesszeug, wie die Gewehre (356—358) mit den überlangen Läufen, sogen. Entenflinten, fügen sich dem kriegerischen Rüstzeug nur insofern ein, als man, wie zu jeder anderen Jagdwaffe, zu ihnen griff, wenn es galt, in Feindesnot eine sichere Kugel vom Wachturme aus ins Weite zu senden.

Als die einzig nachhaltige Verbesserung in der Schiess-technik der Zeit hebt sich der Ausbau des alten Steinschnappschlosses in das französische Batterieschloss hervor, dessen Hauptvorteile, die Verlegung der meistgefährdeten Konstruktionsteile in das Innere des Schlossblechs, die Ausnützung des Schlageisens als Pulverpfannendeckel und der Ersatz des Schwefelkieses durch den harten Feuerstein, doch vor allem nur dadurch zur Geltung kamen, dass die fabrikmässige Ausnützung der grossen Flintsteinlager in Frankreich die natürlichen Vorbedingungen zu einem billigeren Preise des Zündungsmaterials in sich schlossen.

Trotz den unbestrittenen Vorzügen des Flinten- oder Batterieschlosses hielt sich noch über ein halbes Jahrhundert die Luntenzündung, und noch länger das Radschloss im Alltagsgebrauche. Das Feuerrohr (395) kann als Muster einer zeitüblichen französischen Flinte (Fisque) angeführt werden. Die Stücke (5, 6, 24, 36) im Pultschrank (477) sind belehrende Beispiele für die vier Arten von Zündungsmechanismen zu Ende des 17. Jahrhunderts — Lunten-, Rad-, spanisches Schnapphahn- und französisches Steinfeuer- oder Batterieschloss —. Das Radschlossfaustrohrpaar (34, 35) im gleichen Pultschrank führt die Art des zeitgemässen

beliebten Filigran-Silbereinlagenschmuckes, wie sie namentlich die Firma *Cominazzo* in Brescia pflegte, vor Augen, während die Hauptzier der Hartschier-Faustrohre (263 und 264) in der feinen Gravierung und Vergoldung des Schlosses und Beschlages zu suchen ist.

An den Anteil bayerischer Truppen am Siege über die Türken bei St. Gotthard 1664 erinnert das Motivbild (381), das der Rittmeister *Pendler* im Augenblicke, als er mit den Türken etwas gefährlich ins Gedränge kam, zu stiften gelobte. Sein Hauptwert besteht in der aufschlussgebenden Darstellung der Bekleidung der bayerischen Reiterkompagnien zur Zeit des Kurfürsten *Ferdinand Maria*. Was sich an dem zeitgenössischen Armaturzeug erhalten hat, findet sich zu besserer Veranschaulichung des bildlich dargestellten Vorgangs handgreiflich in der nächsten Umgebung des Gemäldes gruppiert. Unter anderem die beiden Hauptarten der Kopfbedeckungen der Reiter, „die *Casquetti*“ in der Form der Kappe mit gerade stehendem Schirm (380) oder mit dem „*Biberschwanz*“ genannten Nackenschutz (389), der als *Zischägge* bekannte Nationalhelm der ungarischen Husaren, von denen abgenommen er während des 30jährigen Krieges als allenthalben beliebtes, namentlich auch von höheren Offizieren bevorzugtes Tragstück Eingang fand. Erst im Verlaufe des spanischen Erbfolgekrieges verlieren sich die letzten *Zischäggen*, nachdem die letzten Fussvolkrüstungen, einschliesslich der *Biggel-* oder *Pickelhauben* (291, 292), schon einige zwanzig Jahre früher zum alten Eisen geworfen worden waren. Merkwürdigerweise hielt der letzteren Name stand. Als man in Preussen in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts den *Tschako* mit dem Helme vertauschte, holte man hiefür die Bezeichnung „*Pickelhaube*“ wieder hervor, nachdem in Bayern schon um das Jahr 1818 ein gleicher Vorschlag zutage getreten war.

Unter dem Kürasse trug der *Archebusier* aus der Zeit der *St. Gottharder Schlacht* ein Lederwams, den *Koller* oder *Göller* (363, 364), der durch die Schweden nach Deutschland gebracht, bald allgemein die eigentliche Kriegertracht in sich verkörperte. So zeigt auch das Bildnis des Prinzen *Maximilian Philipp*, *Ferdinand Marias* Bruder (362), den *Koller*, neben Kürass und Schärpe als die Hauptmerkmale seiner Militärzugehörigkeit. Legte man den Kürass nicht an, so versäumte man doch selten, zum Schutze des

Brustbeins den „Ringkragen“ (365) vorzuhängen, der mit dem landesherrlichen Hoheitszeichen versehen, 1683 nach französischem Vorbilde zum Dienstabzeichen der Offiziere wurde und sich als solches in Bayern, mit Unterbrechung von 1790—1811, bis zum Jahre 1873 erhielt. Die Schärpe



Letzte Art der Fussknechtrüstungen mit Pikelhaube (291).

selbst verlor mit der Ausbreitung einer gleichmässigen Bekleidung für ganze Truppenkörper ihre frühere Eigenschaft als Erkennungszeichen im Kampfgetümmel und gestaltete sich, wie auch der Stock, ausschliesslich zum Würdeabzeichen der höheren Chargierten (406).

Neben dem Reiterkoller gewann um 1670 der aus Tuch gefertigte französische Jüstaukorps-Rock immer weitere Verbreitung, um schliesslich das Lederwams völlig zu verdrängen. Ursprünglich die bürgerliche Schaub oder der Bauernkittel, in dem sich der Soldat zur Werbung stellte, vereinigte der Jüstaukorps, durch Einschnitt in die Hüften kleidsamer gemacht, in sich den Vorzug der Bequemlichkeit mit ausreichender Bedeckung für den Körper. Mit dem Aufkommen stehender Heere und der dauernden Belassung des einzelnen Mannes unter der Fahne ergab sich die Massnahme, die Röcke für ganze Truppenabteilungen in gleichen Farben zu halten: es entstand die Uniform im heutigen Sinn. Die Sitte, Kriegsvolk gleichfarbig zu kleiden, geht ja allerdings auf die ältesten Zeiten zurück; zumeist jedoch geschah solches doch nur bei Festlichkeiten und pomphaften Aufzügen. Im Felde trug der Krieger, was ihm der Tag an den Leib brachte. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts kann das gleichfarbig auftretende sogen. Schützen- oder Kasakalröcklein, gewöhnlich noch mit einem kragenartigen Überwurf ausgestattet (136), als Vorläufer der, wie oben erwähnt, gegen Ende des Jahrhunderts allgemein üblich werdenden „Soldatenlivree“ betrachtet werden. In Bayern erscheint als Grundfarbe des Jüstaukorps schon damals blau bevorzugt; die Dragoner trugen zumeist rote Röcke (1086 IV), die Reiter den grauen Donauloden ohne Färbung, wie es in der kaiserlichen Armee Sitte war. Borten und Litzen, Achselgeflechte, woraus sich die Epauletten entwickelten, vor allem aber der breite Ärmelaufschlag in der Farbe des Futters, verliehen dem Jüstaukorps sein eigentlich militärisches Gepräge. Die Zeichnungen der Musketiere um 1677 (294c und d III), die Bilder über den Türen von Raum IV nach



Arko-Kürassier (41, IV).

Schleissheimer Originalen und namentlich Figur (41 IV), Kürassier des Regiments Arco, bei dem sich auch der um diese Zeit Mode gewordene Stulpstiefel mit hohen Röhren, der sogen. Kanonenstiefel, bemerkbar macht, dürften den Typus des militärischen Anzuges um die Wende des 17. Jahrhunderts zur Genüge veranschaulichen.

Ein originelles Ausrüstungsstück, das mehr als hundert Jahre den Feuerrohrträger besonders kennzeichnete, der Gürtel mit den Lademaassen, das sogen. „montierte Pantelie“, sehen wir, so ziemlich gleichzeitig mit Einführung der Uniform, der Patrontasche weichen (294), um in neuester Zeit im Burenkriege und bei den südwestafrikanischen Kriegen in modernisierter Form seine frühere Wertschätzung wieder zurückzuerobern.

Zum Schlusse sind als interessante Wertstücke des Raumes noch zu nennen: (477/1), ein Stückchen von Tillys Rock, im Jahre 1828 bei Öffnung seines Grabes zu Altötting entnommen. (417), die Standarte einer Reiterkompagnie von 1661—64, wahrscheinlich der Pender'schen, mit der Patrona Bavariae und der Umschrift „Vivat Ferdinandus Maria“ auf weissgestromter Seide. (513 und 514), Feldzeichen mit dem Löwen von S. Marco, die der Doge von Venedig dem in venezianischem Solde 1669 nach Candia ziehenden bayerischen Regimente Bühren verlieh. (293), kleines Rückladungskanonrohr von 1666, der Typus der zum Geschwindschessen eingerichteten Regimentsstückel.

Die Bildnisse des ernstblickenden Kurfürsten Maximilian I. (138), gemalt von Prugger, und des in etwas tändelnder Pose dargestellten Ferdinand Maria (352) ergänzen trefflich die in dem Raume vor Augen geführten kostümlichen Erscheinungsformen der Zeit.

Raum IV.

5. u. 9. Pl.

RAUM IV lässt vor dem Auge des Besuchers die Herrscherperiode Kurfürst Max Emanuels vorüberziehen, jene an kriegerischen Wechselfällen so reichen vier Jahrzehnte, in denen mit den Siegen über die Türken der grösste Waffenruhm über der vaterländischen Wehrmacht erstrahlte, mit den Niederlagen im spanischen Erbfolgekriege aber auch die schwerste Bedrängnis über sie hereinbrach. Als der junge, impulsive Kurfürst als erste seiner Herrschertaten auf eine festere Organisation seines Heeres sein Augenmerk richtete,

war die Kriegsmacht Ludwig XIV. bereits in jene Vormachtstellung eingetreten, die sie zur Lehrmeisterin der europäischen Heere stempelte. So bildeten auch die bayerischen Armeeeinrichtungen zur Zeit Max Emanuels mehr oder minder nur den Abklatsch der in Frankreich im Kriegswesen erzielten Errungenschaften.

Zunächst verschwindet die Pike, obwohl sie der kaiserliche Feldherr Montecuccoli kurz vorher noch als die Königin unter den Waffen erklärt hatte, von der Bildfläche. In (109 und 110) stellen sich die letzten ihres Geschlechtes vor, nur in der Redensart „von der Pike auf dienen“ leben sie heute im Sprachgebrauche noch weiter. Eine Verwendung der Spiesse ergab sich nur noch, dass man die Stangen abschnitt und die Obertheile als Schweinsfedern oder Springstecken zu den sogen. spanischen Reitern (110a) herrichtete, womit man die Lagerstellungen gegen überraschende Überfälle der morgenländischen Reiterhorden zu schützen pflegte. Als Halbpiken (105) werden sie, in besserer Ausstattung, das Befehlshaberzeichen des Kapitäns, in den sich um diese Zeit der biedere deutsche Hauptmann verwandelt hat. Überflüssig als Stosskraftwaffe der Infanterie waren die Langspiesse in dem Augenblicke geworden, als man in Frankreich die Frage, wie die Pike mit dem Gewehr auf kriegsbrauchbare Weise zu vereinigen, damit gelöst hatte, dass man einfach den mit der Form seines Handgriffs sich hiezu von selbst anbietenden spanisch-südfranzösischen Nationaldolch — den Dolch von Bayonne — in den Lauf steckte, womit das Spunbajonett (123, 124, 126) und in verbesserter Form durch Ansteckhülse in der Folgezeit das Dillenbajonett (301, 302—307) erfunden war. Max Emanuel führte das Dillenbajonett neben den vereinzelt noch verwendeten Spund- und Ringbajonetten, den sogen. Spanschnitzern (111—114) etwa um 1703 bei seinem Fussvolk ein, nachdem die Luntten- und Radschlösser schon gut 10 Jahre früher vollständig ausgeschieden worden waren. Auch die frühere Musterkarte der Feuerrohre nach äusserer Form und Kalibergrösse innerhalb der Truppenverbände verschwand nach und nach mit der planmässigen Hinausgabe der zur Einheitswaffe der mitteleuropäischen Infanterie gewordenen französischen Bajonettflinte. Für die bayerische Armee wurde, obwohl der Staat schon seit Kurfürst Maximilian I. selbst über ein eigenes Armaturwerk in München verfügte, das 1690 nach

Fortschau in der Oberpfalz verlegt worden war, und zeitweise recht gute Fabrikate erzeugte (317), der Hauptbedarf doch meist von auswärts, so von Lüttich, Maubeuge, Suhl und aus Österreich gedeckt.

An Abnormitäten von Schiesszeug im Raum IV fallen auf: (116—120) die Hagelschusskarabiner mit mehrfach gebohrtem Lauf zur gleichzeitigen Abgabe von 5 bzw. 4 Schüssen; (322, 323) Granatenwerferrohre für Grenadiere zu Pferd; die Katzenköpfe und Brandzeugwerfer (308, 309, 320, 321) mit den umklappbaren Blechrohren; endlich noch die Windbüchse (324), zum lautlosen Wegschiessen der Posten bei Überfällen benützt.

Beachtenswert erscheinen weiterhin noch an Prunkfeuerwaffen: (107), Pistolenpaar mit spanischem Schnapphahn-schlosse, die Schäftung aus Zitronenholz, die Knäufe als Türkenköpfe geschnitzt; (289 und 292) Steinschlosspistolen, deren reicher Schmuck im französischen Geschmacke daran erinnert, wie die Pistole neben dem Jagdgewehr das ganze 18. Jahrhundert hindurch, namentlich zur Rokokozeit, immer noch Vorzugsgegenstand reicher künstlerischer Behandlung bleibt. Den im Raum IV, V und VI verwahrten Zierpistolen kommt ausserdem auch noch geschichtlicher Wert zu: sie gehören zu den Stücken der einst weltberühmten Gewehr-kammer der Zweibrückener Dynasten, die von Herzog Karl August auf dem Schlosse Karlsberg bei Homburg untergebracht, 1793 vor den anrückenden Franzosen nach Mannheim geflüchtet und später nach München geschafft wurde, wo ihre Restbestände der Residenzgewehr-kammer einverleibt wurden.

Unter den Stangenwaffen in Raum IV zeigen die Gala-helmbarten der Leibwache des Freisinger Erzbischofs Josef Klemens, des Bruders Max Emanuels, von 1689 im all-gemeinen noch die herkömmliche Zierweise, während die Gravierung der Partisanen der Leibgardisten des Bayreuther Markgrafen Christian Ernst mit dem schlichten Brust-bildnis und Brandenburger Adler (4—12) wohl nur der Hand-fertigkeit eines schlichten Provinzzinngiessers entstammt. (13) zeigt die Art der sogen. Breschmesser, die von kräftigen Armen im Zirkelhiebe geführt, bei der Verteidigung Wiens 1683 Wunder vollbracht hatten und dadurch rasch in den Armierungsbestand der Festungen aufgenommen worden waren. Eine ausnehmend seltsame Form von Stangenwaffen



Raum IV.

Audienzzelt des Grossveziers Soliman, Beute aus der Schlacht bei Mohacs (189).

weisen (42—71) und (218—249) auf, über deren Entstehungsgeschichte, obgleich unzweifelhaft auf heimatlichem Boden wurzelnd, sich leider die Akten völlig ausschweigen. Vermutlich sind es die Säbelhelmbarten, mit denen man vor Belgrad im Jahre 1717 die ersten Glieder der stürmenden Infanterie zum Wegräumen der türkischen Verhaue ausgerüstet hatte.

Die Waffengruppe (264—273) birgt Andenkenstücke an den unglücklichen Zug der Oberländer Bauern zur Befreiung Münchens in der Mordweihnacht 1705, zumeist aus seinerzeitigen Votivgegenständen bestehend, wie sie in den Kirchen von Sendling und des Gebirgsvorlandes noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aufbewahrt worden waren. Das von Peter Ellmer gezeichnete Bild (273a) gibt, wenn auch erst um 1760 entstanden, wohl die getreueste Darstellung der Niedermetzelungsszene wieder.

An die Zeit, da die bayerischen Regimenter während des spanischen Erbfolgekrieges im französischen Armeeverbände, sich auch äusserlich der französischen Ordonnanz anzupassen hatten, gemahnt der Offizierssponton (278), genau das Würdeabzeichen der Offiziere Ludwig XIV., jedoch ohne das Sonnenantlitz im Spiessblatte, worauf die Bundesgenossen verzichten mussten.

Ungebeugt von den schicksalsschweren Ereignissen in jenen Jahren blickt Kurfürst Max Emanuel in Viviens Gemälde (274) auf uns hernieder, ein herber Gegensatz zu dem Gemälde gegenüber (31), wo sich der jugendliche Kriegsfürst von seinem Pagen, einer Dame, zu dem bevorstehenden Gefecht von Gran 1683 die Sturmhaube reichen lässt. Aus jenen hochgemuten Kriegsjahren, da schon der Ruf, der „blaue König“ sei nahe, die türkischen Scharen in Unruhe versetzte, stammen die stolzen Siegestrophäen, die dem Raum IV eine ganz besondere Weihe verleihen. Da prangt die Siegesbeute der Schlacht bei Mohacs am 12. August 1687: das Audienzzelt des Grossveziers Soliman (189) und die Seitenteile eines grösseren Churturms (Zelthaus) an den Saalwänden, trotz aller Stürme, die in den dritthalbhundert Jahren über sie hereingebrochen, noch in dem gleichen Farbenzauber, wie in den Zeiten ihrer Entstehung, da die rührigen Hände persischer Sklavinnen die Tausende stilisierter Blumen auf den roten Filzstoff applizierten, höchstens dass die über das Kunstwerk hingehauchte Alterspatina den

Reiz der Farbentönung noch erhöht. Einen weiteren orientalischen Einschlag bildet die Dekoration der beiden Säulen mit morgenländischen Schutz- und Trutzwaffen. Leider, dass nur einige wenige Stücke, wie das eine Panzerhemd, einige Säbel, Gewehre, die Schilde, auch wirklich der einstigen türkischen Kriegsbeute angehörten, die in der „neuen Veste“ der Residenz aufgehäuft, beim grossen Brand von 1750 grösstenteils dem Untergange anheimfiel. Was sich an schöneren Stücken der Türkenbeute sonst noch erhalten, bewahrt das Nationalmuseum. Im übrigen bringen die Säulendekorationen die Hauptelemente des orientalischen Wehrzeugs zu Gesicht. Bemerkenswert ist die Säbelklinge mit dem eingätzten Stadtbild von Wien aus dem Jahre 1683. Die Herkunft der beiden türkischen Fahnen lässt sich nicht bestimmen. Die einzige noch vorhandene nachweisbare türkische Beutefahne hängt im Mittelschiff der Frauenkirche.

In den Tiroler- und kaiserlichen Fahnen (72—76) und den Reiterstandarten (77, 217, 250) bergen sich ehrwürdige Andenkenstücke an die kriegerischen Ereignisse von 1703 in Tirol, die Gefechte bei Eisenbirn und Schardenberg.

Die bayerischen Regimentsfahnenreste aus der Max Emanuel-Zeit (253—257) verdanken ihre Erhaltung dem ursprünglichen Missgeschicke, dass sie in den Kämpfen des Jahres 1704 an die Oesterreicher verloren gegangen und im Wiener Zeughaus als Siegestrophäen verwahrt worden waren, von wo sie das Kriegsglück von 1805 wieder in die Heimat zurückgeführt hat. Die Fahnen mit aufmunternden Sprüchen, wie „Quo proprior eo acrior“ (256) hatte der Kurfürst 1703 an die nach Tirol marschierenden Regimenter verteilen lassen. Die besonders reich gestickte Standarte (188) war einst das Feldzeichen der Grenadiere zu Pferd, die der prachtliebende Max Emanuel nach dem französischen Vorbilde der Garde de la Maison sich 1696 als Leib-Elitetruppe errichtet hatte.

Gleichfalls auf französischen Einfluss geht auch die Bildung von Grenadiern zurück: besonders kräftige Leute, fiel ihnen die Aufgabe zu, kurz vor dem Einbruche eiserne Handgranaten mit Zündeinsatz (275b—h) in die feindliche Linie zu schleudern. An Stelle des dabei störenden breitkrempigen Hutes bediente sich der französische Grenadier im Gefechte seiner nationalen Zipfelhaube, aus der sich durch Versteifung der Seiten allmählich die Mitra ähnliche

Grenadierkappe gestaltete. Figur (252) zeigt einen Grenadier aus der Zeit des spanischen Erbfolgekrieges, und zwar des kurpfälzischen Grenadier-Garderegiments, der Stammabteilung des jetzigen 3. Infanterie-Regiments. Den Mann bekleidet der bequeme blaue Jüstaukorps, unter dem das rote Kamisol als gewöhnliches Haustragestück erscheint. Den gestrickten Strümpfen wird später die französische Tuchgamasche vorgezogen. Das Haar des gemeinen Soldaten

hängt noch frei über den Nacken, während die Würde des Offiziers das Anlegen der stattlichen Allongeperücke erfordert. Bei den kurbayerischen Grenadierkappen (Wandfigur 329) folgte man frühzeitig der von Osten kommenden Mode, die Wände mit Pelz zu überziehen. Als Seitengewehr bevorzugte der Grenadier einen kurzen Säbel mit gegossenem Metall- oder Eisengefäss (168, 169), der in der Folge auch von den Füselierern angenommen, den alten Stossdegen (138—174) bald gänzlich verdrängt. Auch bei der Reiterei findet der einschneidige Säbel mit gerader Klinge, der sogen. Pallasch (173—178), meist mit „glatter oder façonierte Muschel“ ausgestattet, Eingang und erhält sich bis heute im Gebrauch. Als Blankwaffe besonderer Art wären noch die Panzerstecher der Husaren zu erwähnen (171, 172), die zum Durchbohren der Maschen an den orientalischen Panzerhemden sich besonders geeignet erwiesen. Bayerische Husaren kommen erstmals für den Feldzug von 1688, von einem Oberst Liedl geworben, dann 1702 und wiederum im österreichischen Erbfolgekriege vor. Als Seltenheit des Raumes IV mag vielleicht noch die Janitscharentrommel (104) gelten, die nach der Ueberlieferung mit einer Mönchshaut bespannt sein soll.



Kurpfälzischer Garde-Grenadier (252).

Raum V.

Im RAUM V umfängt den Besucher in der ersten Abteilung der Bannkreis des Rokokozeitalters, dessen Stileigenart, wie ein Blick auf die grosse Waffentrophäe an der Wand bezeugt, auch auf die Formbildung des Kriegsgerätes übergreift. Die Spiessklingen der Spontone fügen sich in die Leichtigkeit des zeitgenössischen Formempfindens ein, die Degen mit ihren vergoldeten zierlichen, plastisch modellierten Gefässen und dünnen Spitzklingen muten fast nicht mehr als kriegerisches Wehrzeug an. In der zweiten Raumhälfte hingegen, wo bereits das beginnende Zopfzeitalter seine Schatten vorauswirft, sehen wir den Stilcharakter der Kampfmittel wieder in die übrigens seinem Wesen besser zusagende Nüchternheit der Zeit übergehen. Auch die in den beiden grossen Regentenbildern an den Rückwänden sich bemerkbar machende Verschiedenheit der kostümlichen Darstellung dürfte zu beachten sein. Während Kurfürst Karl Albert, der spätere kurz regierende Kaiser Karl VII., in dem lebensgrossen Porträt von Vivien (55) modagemäss noch in allegorischer Rüstung hervortritt, trägt sein Sohn, Kurfürst Max III. Joseph in der zweiten Nische (173), von Hartwagner 1767 gemalt, bereits dem Brauche der preussischen Könige, den Soldatenrock als Alltagskleid zu bevorzugen, Rechnung. Näher betrachtet führt uns das Gemälde die damalige Uniform des kurfürstlichen Leibregiments, blau mit schwarzer Egalisierung, der wittelsbachischen Hausfarbe, die Aermelaufschläge mit silbergestickten Schleifen besetzt, vor Augen.

Die Bekleidung der Mannschaft in der laufenden Zeitperiode ist aus den Flachfiguren (1, 2, 243, 244) zu ersehen, von denen die beiden ersten, Grenadiere des Leibregiments um 1730, noch dem vollgeschnittenen Jüstaukorpsrock ihr martialisches Aussehen verdanken, wohingegen sich an dem Anzuge der Grenadiere um 1760 (243, 244) bereits das alles zustutzende Zopfzeitalter am Werke zeigt. Zur Belebung langer Wandflächen dienend, bildeten derartige Wandfiguren einst beliebte Dekorationsteilglieder vornehmer Herrnsitze, wie denn auch die vier Flachfiguren aus den Schlössern von Harmating und Piesing bei Burghausen stammen, während die beiden Holzstatuetten über dem Heizkörper (43, 44) mit beweglichen Köpfen nach Art der chinesischen Pagoden, Grenadiere des alten kurpfälzischen Regiments Pfalzgraf Johann darstellend, einst den Treppengewängen eines Schlosses

im Odenwalde zu lustiger Zier gereichten. In voller Lebenswahrheit führt die Figur (190), Oberst des heutigen 4. Infanterie-Regiments, die kleidsame Uniform des Zeitabschnittes von etwa 1750—1785 vor Augen. Der schleifengeschmückte, bordierte Dreispitz, die fein gewählte Farbenzusammenstellung von Dunkelblau, Gelb und Weiss, der Stock mit vergoldetem Handgriff als Würdeabzeichen: alles trägt Stil und Schnitt an sich. Nicht jedoch, dass dieser Uniformtypus als ausgesprochen bayerisch anzusprechen wäre. Die militärische Tracht in diesen Jahrzehnten gibt sich so international, dass einzig an dem Hause-Col mit dem Landeswappen und den Landesfarben des Portepees an Stock und Degen die bayerische Armeezugehörigkeit zu erkennen ist.

Als interessante Erzeugnisse kunstvoller Hochstickerei sind die prunkhaften Mäntel zu den silbernen Pauken der Hartshiere zu betrachten (25, 26), angeblich die eigenhändige Arbeit der Kurfürstin Amalie (Bild 3a) und ihrer Hofdamen, von denen auch die Standarte (114) der Leibkompagnie der Taxisdragoner von 1742 mit dem reizenden Rokokomuster gefertigt sein soll. Der überraschende Reichtum an Fahnen und Standarten dieser Zeit erklärt sich aus der frommen Sitte, Feldzeichen aufgelöster Truppenteile in Kirchen und Kapellen als Votivstücke zu stiften. So ruhte die Taxisstandarte über 150 Jahre unberührt in der Kirche zu Dischingen, während die Infanteriefahnen aus der Kaiserzeit Karl Alberts mit dem CVII im Doppeladler der Mehrzahl nach in der Straubinger Schlosskapelle die Stürme der Zeit überdauert haben. Auch die österreichische Fahne von 1718, von Grenadiere des kurfürstlichen Leibregiments bei Prag am 19. August 1742 erobert (298), würde



Oberst des heutigen 4. Infanterie-Regiments (190).

ohne ihre frühere Aufbewahrung in der Jettenbacher Schlosskirche heute sicher nicht im Armee-Museum zu finden sein. Kulturgeschichtliches Interesse mag die Leibfahne des Regiments



Instrumentengruppe. Paukenmäntel.

Holnstein (311) aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erregen, insofern sie den Beweis für den Einfluss des um diese Zeit sich wiederum besonders kräftig äussernden Marienkultus liefert, der die bisher geführten Landeswappen aus dem Felde schlägt und die Gottesmutter mit dem Kinde auf weissem Grunde allein als Heiligkeitssymbol auf das Blatt setzt. Schliesslich ist noch auf das ehrwürdige Banner des Further Grenzfahrens (19), des ältesten, schon im 15. Jahrhundert genannten bayerischen Landwehrinstituts, hinzuweisen, dessen Führer im österreichischen Erbfolgekriege Oberst Walser von Syrenburg uns Bild (3) vorführt. Ein anderer tapferer Kriegsmann blickt aus dem Gemälde (3b) hernieder, Oberst Freiherr von Wolfwiesen, der Verteidiger Strau-

bing's gegen die Oesterreicher im Jahre 1742. Durch seinen roten Rock ist er als kurbayerischer Karabinier, die er im Jahre 1723 als Oberst kommandierte, gekennzeichnet.

Unter dem Wehrzeug spielt die Stangenwaffe zunächst als Sponton der Offiziere und Kurzgewehr der Unteroffiziere in Form kleiner Partisanen noch ihre Rolle als Befehlshaberabzeichen weiter (81—84, 85—89). Erst um 1774 verschwindet der Sponton der Offiziere (191—195), 1803 auch das Kurzgewehr der Unteroffiziere in der seit etwa 1740 beibehaltenen Form (197 u. 198) vom Schauplatze. Als Leibgarden-Galawaffen bleiben Partisanen und Helmbarten nach wie vor mehr oder minder reicher Zierausstattung unterworfen; siehe die Salzburgischen Stücke (271 und 272) in Höchsttechnik aus der Zeit Fürstbischofs Schrattenbach. Die kurbayerische Trabantengarde wird 1762 wieder mit dem Helmbarten-Muster von 1630 ausgerüstet. Die Hartschier erhalten das heute noch geführte Cuisenmodell 1741 in Gegenüberstellung mit dem Prachtstück aus der Zeit Herzogs Wilhelm V., namentlich bei den Nachschaffungen von 1775 (239) eben nicht sehr erfreuliche Zeugen für das Sinken der Ansprüche hinsichtlich der künstlerischen Durchbildung des Waffenschmucks. Für die Bajonettflinten wird das französische Normalmuster von 1770 (187) auch für den Fortschauer Fabrikationsbetrieb vorbildlich. Unter den Trommeln erregen die Stücke (233, 234), Mannheimer Artillerietrommeln, in gleicher Weise durch die riesigen Ausmasse wie durch die reiche Verzierung ihrer Messingsärge in Treibarbeit unsere Aufmerksamkeit.



Hartschier-Couse (Cuisse) Muster 1741, heute noch getragen (239).

Von Erinnerungsgegenständen intimerer Art aus der Regierungszeit der Kurfürsten Karl Albert und Maximilian III. Joseph in Bayern sind noch zu nennen: im Schranke (97) die Schärpe des Feldmarschalls Graf von Törring-Jettenbach, des Führers der kaiserlich-bayerischen Armee im österreichischen Erbfolgekrieg; im Pultschrank (200) Stück (7) und (8) reich geätzte zum Teil vergoldete Säbelklingen, sogenannte Deputatsklingen, wie sie die Solinger Klingenfabrikanten den pfälzischen Kurfürsten als Landesherrn, bezw. Angehörigen des Hauses, so (8) dem Pfalzgrafen Friedrich Michael (Porträt 158), Urgrossvater S. K. Hoheit des Prinz-Regenten, darzubieten pflegten.

Raum VI.

In RAUM VI kommt in dem sich drängenden Wechsel des Erscheinungsbildes innerhalb der einzelnen Sammlungsbestandteile die allgemeine Neuerungs- und Reorganisations-sucht, die den grossen politischen Umwälzungen des letzten Jahrzehnts des 18. Jahrhunderts vorausging und sich auch in dem sonst so konservativen bayerischen Heere ziemlich fühlbar machte, deutlich zum Ausdruck. Die Vereinigung der Pfalz mit Bayern unter Kurfürst Karl Theodor 1777, mit ihrer Verschmelzung der beiden Armeen zu einem Körper, hatte die pfalz-bayerische Truppenmacht auf eine Stärke von 18 Regimentern Infanterie, 7 Regimentern zu Pferd und 2 Bataillonen Artillerie gebracht, ein nach aussen hin ganz achtunggebietendes, infolge der mangelhaften inneren Organisation allerdings mit nur ziemlich bescheidener Gefechtskraft ausgestattetes Gebilde. Der äussere Anblick der Armee von 1778 tritt uns in dem Armeeschematismus (15) und den kleinen Holzfigürchen (17) vor Augen. Der Hut näherte sich der Zeitmode gemäss dem Zweispitze; die Grundfarbe des zurückgeschnittenen langen Rockes nach französischer Armeedonnanz ist bei der Infanterie ein gegen vorher etwas helleres Blau, bei den Reitern das alte Weiss, bei den Dragonern das überlieferte Rot, während das frühere Hechtgrau der Artillerie sich in Hellblau verwandelt hat. Bei den Säbeln der Infanterie und Kavallerie wird nach pfälzischer Sitte die Klinge mit dem eingravierten Staatswappen, der Chiffre C T (Carl Theodor) und der Devise „für den Vater des Vaterlandes“ geschmückt (1, 2, 3—5, 7—10).

Die Artillerie-Bombardiere tragen nach altem Brauch den Hirschfänger (11).

Eine Neuerung der Zeit bedeutet die Einführung von Regimentsmusiken bei der Infanterie, wenn auch noch mit sehr dünner Instrumentierung (21—34); der Bassgrundton wird durch das französische Schlangrohr, den Serpent, festgehalten.

Im Jahre 1785 puppt sich der bayerische Krieger in Anpassung an das Wahrzeichen der katholischen Heere, gegenüber den blau bezw. rot gekleideten Mannschaften der protestantischen Staaten und Seemächte, vollständig in Weiss um. Armeeschematismus (65) und Abbildung (14) im Pultschrank (193) zeigen uns die Armee in der nunmehrigen Adjustierung auf „kaiserlichem Fuss“, d. h. nach österreichischem Mass und Zuschnitt. Aber kaum ins Leben getreten, fällt das kaiserliche System schon wieder dem Neuerungsdrange der Zeit zum Opfer. Als Hauptträger des bayerischen Reformgedankens tritt die interessante Persönlichkeit des Chevaliers de Thompson, späteren Reichsgrafen von Rumford, in den Vordergrund (Porträt von Kellerhoven 123). Physiker, ehemaliger Reiteroberst im nordamerikanischen Freiheitskriege und vor allem Nationalökonom, fühlte er sich, nach München gekommen und vom Kurfürst hiezu berufen, sofort als der rechte Mann am rechten Platze, die Armee nach seinen Rezepten zu reorganisieren. Eine abermalige Umstülpung des Anzugs leitete das Werk ein. Stets hinterlässt die Moderichtung der Zeit ihre Eindrücke auch auf die Gewandung des Kriegerstandes. Als in den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts der klassische Stil in England seine ersten Blüten zu treiben begann, da währte es nicht lange, und ein englischer Regimentschef hatte seine Kriegersleute mit einer Nachahmung des alten römischen Velitenhelms ausgestattet. Bald machten die französischen Dragoner die Mode nach, so dass Rumford, als er 1789 statt der Hüte mit seinem neuen Kopfbedeckungsmuster, einem halb antiken Kaskette mit fliegendem Rosshaarbusch (139) hervortrat, nur längst betretene Pfade wandelte, ja eigentlich hinter dem Zeitgeschmack zurückblieb. In Frankreich war es nämlich inzwischen höchster Schick geworden, statt des antiken Kammes nach altgallischer Sitte einen Bärenschweif, und da dieser für die Mannschaft zu kostspielig, Lammschweife über den Scheitel der Lederkappe zu ziehen. Damit war die Casque à chenille, der

vertrieben wurde. (52) zeigt das Regiment Alsace in Parade-stellung in elsässischer Landschaft, mit den Vogesen im Hintergrunde. (78) ist Kurfürst Karl Theodor in der weissen Uniform des 1. Grenadierleibregiments von 1789 nach Rumfordscher Ordonnanz. Der als Schutzwaffe nicht mehr getragene Kürass erscheint lediglich noch der Zeitsitte entsprechend als rittermässiges Würdeabzeichen. Ferner sind an Porträten noch zu nennen: (200), der junge Kurprinz Ludwig in der Uniform des jetzigen 2. Infanterieregiments im Jahre 1799. (245), Kurfürst Max IV. Josef in der Oberstinhaberuniform des Leibregiments nach Vorschrift von 1804. (299), nochmals Kurprinz Ludwig in dem schmucken Kleide seines 1., heute 3. Chevauleger-Regiments, worin er sich mit Vorliebe in der Oeffentlichkeit zeigte. Einige weitere Andenkenstücke an dessen Kurprinzenzeit verwahrt Schrank (300): so das riesenhafte Bärenschweif-Kaskett mit dem Reiherstutz, den Säbel und die ungarisch geschnittene rote Galaschabracke für die Stabsoffiziere der Chevaulegers.

Eine Waffengruppe in der Ecke mit dem Bildnis des französischen Oberfeldherrn Moreau erinnert an die folgenschwere Schlacht von Hohenlinden am 3. Dez. 1800, in der das pfalzbayerische Subsidienkorps sich fast bis zu völliger Auflösung in die Niederlage der Oesterreicher mitgerissen sah. Aus den auf dem Gefechtsfelde selbst aufgelesenen Waffenstücken hebt sich das Geschützrohr der Armée Nationale als Seltenheitsschaustück hervor.

Der üppige Fahnenschmuck des Saales endlich gestattet der Forschung gleichzeitig einen Einblick in den vielartigen Musterreichtum der Feldzeichen des Zeitabschnitts. (365, 377, 379) sind alte kurpfälzische Leibfahnen, (380, 381) pfalzbayerische Leibfahnen neues Muster, (367, 368) pfalz-bayerische Bataillonsfahnen mit dem Staatswappen auf blauem Blatte und der weiss-blauen Rautenborte, (366, 369) sogen. Vikariatsfahnen, die 1790 und 1702, während der Reichsverwesung durch Kurfürst Karl Theodor, an die Truppen hinausgegeben wurden. 1803 liess Kurfürst Max IV. das Marienbild aus den Leibfahnen entfernen und wieder durch das Staatswappen ersetzen (385, 386, 390); als Muster für die Bataillonsfahnen kamen die alten Rauten- oder Weckelblätter (387—391), ihrem altgeschichtlichen Recht entsprechend, wieder zu Ehren.



Austritt aus Raum VI
mit Figur (257), Grenadier des Leibregiments 1804.

In dem Vorraum zur Abteilung der neueren Zeit von 1806—1906 erinnert das wohlgetroffene Bildnis (10) des Oberstleutnants a. D. Josef Würdinger (22. V. 1822 bis 28. XI. 1889) an die Gründung und erste Organisation des K. B. Armeemuseums in den Jahren 1880—82.

Ihm gegenüber ein Porträt (2) von Eugen Beauharnais, Herzog von Leuchtenberg, Schwiegersohn Königs Max I. Josef, unter dessen Oberkommando die Bayern als VI. Korps der grossen Armee in den russischen Feldzug zogen. Darüber (1—4), Fahnen in der grün-rot-weissen italienischen Trikolore mit verschiedenen Freiheitsabzeichen, während der Besetzung Südtirols, 1805—1809, den Freischaren von Capo di Ponte, Bovenno und Biondo abgenommen. In den Einzelfiguren der Bildtafeln (3, 4) ist die Bekleidung der bayerischen Armee des Zeitabschnittes 1806—1825 niedergelegt; anziehende Arbeiten des Oberamtsrichters Cantler in Erding, der einer alten Militärfamilie entstammend, wenn auch selbst in seiner Jugend zum Soldatendienste physisch nicht geeignet, seiner militärischen Ader dadurch Schlagkraft verlieh, dass er fast siebenzig Jahre hindurch jede Änderung der bayerischen Bekleidungs Vorschriften in der Weise seiner niedlichen Malkunst im Bilde festhielt und damit ein Werk von einer Treue und Ursprünglichkeit schuf, wie es zu besitzen kein anderes Heeresmuseum sich rühmen kann. Die Folge der Cantlerschen Tafeln zieht sich durch die ganze Abteilung bis Raum XIV hindurch.

RAUM VII, dem Andenken an die Kämpfe der napoleonischen Epoche gewidmet, weist folgende hervorragende Erinnerungsstücke auf: (1), Kampagnerock des Feldmarschalls Fürsten von Wrede (9. April 1767—12. Dez. 1838), getragen in der Schlacht bei Wagram 6. Juli 1809, an der rechten Seite durch den Streifschuss einer Kanonenkugel zerrissen. (12), Kampagnerock des Kronprinzen Ludwig als Generalleutnant im Feldzuge 1809, wie er auch auf dessen schönem Porträt (22) sichtbar ist. (58), Frack des Max-Josefordersitters Jakob von Fritsch als Hauptmann im 1. leichten Bataillon, der Ärmel durch den Flug einer Kugel aufgeschlitzt. (77), Bekleidungsstücke des Obersten Karl Freiherrn von Ditfurth des 11. Infanterieregiments, die er bei seiner tödlichen Verwundung im Strassenkampfe

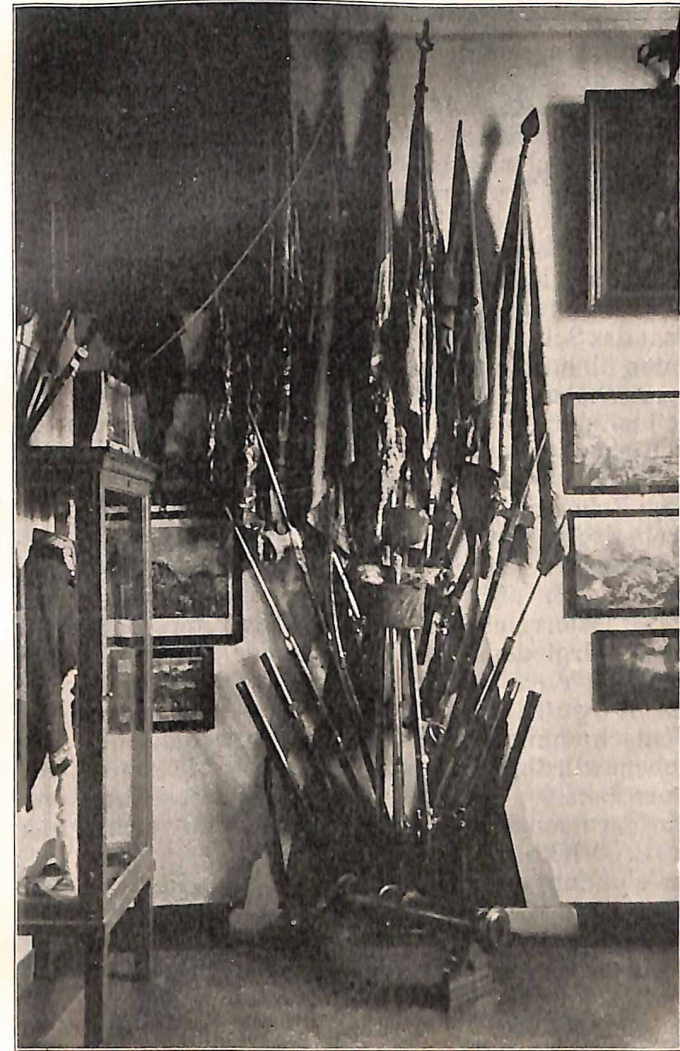
zu Innsbruck am 12. April 1809 am Leibe trug. Vorwurf des Schrankbildes: Ditfurth bereits verwundet, wird auf einer Bahre von vier Dragonern in das Gefecht getragen.

Im Glasschrank: Galarock, Degen und Schärpe des Generals der Infanterie Bernhard Erasmus Grafen von Deroy (geb. 11. XII. 1743, gest. 23. VIII. 1811 in Poloczka), mit reicher, wie neu entgegenglänzender Silberstickerei; (96), die Kugel, die in der Schlacht bei Poloczka seine tödliche Verwundung herbeiführte. Einem der mutigsten bayerischen Reiteroffiziere, dem in der Schlacht bei Borodino verwundeten und am 5. Oktober 1812 verstorbenen Major des 1. Chevau-leger-Regiments Karl Freiherrn von Zweibrücken, waren die rote Interimsweste mit Verschnürung nach französischer Art (94) und die Schulterblätter (silberne Schuppenepauletten), M. 1804 (100), zu eigen. (98) zeigt das 1812 als Dienstabzeichen wieder eingeführte Haus-Col, während die Schärpe (99) nur mehr den Generalen und höheren Adjutanten verblieb. Bei den Kasketten aus der Napoleonzeit (90—93) tut sich unwillkürlich die Frage auf, wie man mit solchen Ungetümen auf dem Haupte Gewaltmärsche ausführen und schwere Schlachten durchzukämpfen vermochte.

Den weiteren Inhalt des Schrankes bilden noch die Kreuze des am 1. Januar 1806 gestifteten Militär-Max-Josef-ritterordens in ihren verschiedenen Gradabstufungen, sodann Rock, Surtout, Roquelaure und Hut der nach Ordonnanz von 1807 militärisch organisierten Bürgerwehr, einstige Bekleidungsstücke des am 12. August 1809 an der Kreuzkapelle bei Schwaz als Führer eines Bergschützenkorps gefallenen Obersten Max Grafen von Arco. In der Reihe der Holzfigürchen wird die Bekleidung der Armee um 1811 veranschaulicht.

An Trophäen enthält Raum VII: eine Gruppe von Beutestücken aus dem Tiroler Feldzug von 1809; meist Stutzen, einige Helmbarten, Landsturmflaggen, den Säbel des jungen Speckbachers (26), die Pulverflasche Andreas Hofers (27), ein bei Wörgl vom jetzigen 5. Chevau-leger-Regiment weggenommenes Regimentsstückel des Kaiserlichen Regiments Lusignan (50) und dessen Fahnen (30, 53).

An Erinnerungsstücken an den Feldzug 1806/07 in Schlesien und Polen heben sich hervor: (87) das preussische 6-Pfünderrohr „Glatz“, am 19. März 1807 von dem Chevau-leger-Oberleutnant Friedrich Freiherrn von Hertling



Beutestücke aus den Tiroler Feldzügen (50).

erobert. (81–84), vier preussische Fahnen aus dem Breslauer Zeughaus, 1807 den Bayern als Beuteanteil zugewiesen. Die Standarte des Ansbach-Bayreuthischen Husarenbataillons Bila, bei dessen Auflösung 1806 im Plassenburger Zeughaus niedergelegt und daselbst mit den Ansbach-Bayreuther Fahnen (2, 3, 4) als Kriegsbeute ausgehoben.

Unter der reichen Fülle der Darstellungen von Kampfszenen aus den Kriegsjahren 1805, 06/07, 09 und 1812 nimmt das Gemälde „Treffen bei Pultusk am 16. Mai 1807“ von Wilhelm von Kobell (86) den breitesten Raum ein. Von den Schönheitsbegriffen des Klassikers geleitet, verlegt der Künstler das Kampfgetümmel mit seinen abschreckenden Szenen nur angedeutet ganz nach rückwärts an den Waldrand und lässt das Schwergewicht der Darstellung auf den in Reserve stehenden Mannschaftsgruppen im Vordergrund ruhen, deren sich hervorhebende sorglose Seelenheiterkeit sichtlich mehr an die Teilnehmer eines harmlosen Friedensmanövers, denn an den blutigen Ernst einer Feldschlacht gemahnt. Den Mittelpunkt der Komposition bildet Kronprinz Ludwig mit Stab, von der Brückenschanze aus seine Befehle erteilend. Mehr die realistische Darstellungsweise bevorzugt der berühmte Schlachtenmaler Peter Hess, wie sie sich in den Bildern (23, 24 und 25) offenbart, wo das Handgemenge zwischen Bayern, Oesterreichern und Tirolern am Bodenbühl, bei Söll und Wörgl das Hauptmoment der Vorwürfe bildet. In den weiteren Vorführungen kriegerischer Ereignisse herrscht zumeist Rugendas, der fruchtbare Augsburger Fabrikant von Schlachtenbilderbogen aus der napoleonischen Zeit, vor. Mit liebenswürdiger Selbstzufriedenheit blicken die Köpfe in den Porträten (8) und (10) dem Beschauer entgegen, mehr biedere Garnionssoldaten als Kriegshelden vermuten lassend, die sie in Wirklichkeit waren.

Die Waffenpyramiden zu beiden Seiten des Kobell'schen Bildes endlich führen die typischen Bewehrungs- und Ausrüstungsstücke der bayerischen Truppen in den napoleonischen Feldzügen anschaulich vor Augen.

Raum VIII. RAUM VIII umschliesst die Zeit der Regierung Königs Maximilian I. Joseph von 1813–25. Zunächst rufen die Gegenstände im Glasschrank links von der Eingangspforte die Erinnerung an den Völkerfrühling von 1813 wach, der

für Bayern sich allerdings bis zum Herbst hinauszog, ehe die Loslösung von der napoleonischen Abhängigkeit zur Tat wurde. Bei der Ausrüstung der zur Aufstellung gelangenden mobilen Formationen sah man sich vorerst sogar mehr denn je von den französischen Vorbildern umstrickt. Entzog doch die Kriegsverwaltung den allenthalben zu den Fahnen strömenden Freiwilligen sogar den Raupenhelm, um ihnen dafür den französischen Tschako aufzusetzen. Von den hievon im Schranke verwahrten Exemplaren ist (3) beachtenswert, da mit ihm der berühmte Sprachforscher Schmeller als Leutnant der freiwilligen Jäger in den Strassen Münchens einherstolzerte. Trug die grüne Uniform seines Korps ein entschieden schmuckes Gepräge (26), so mutet dafür die Nationalgarde III. Klasse mit ihren Zylinderhüten und blauen langen polnisch-preussischen Pikeschen um so fremdartiger an (35). Das Jahr 1813 brachte weiterhin auch wieder die Errichtung bayerischer Husaren in ihren, besonders für die Offiziere, malerischen Kostümen (50) mit sich und erstmals auch jene bayerischen Ulanen mit der pompösen Czapka nach dem Muster der polnischen Lanciers (7, 8, 33, 34, 36). Mit ihnen trat auch die Lanze in ihr altgefügtes Recht als Reiterwehre wieder ein. Achtzig Jahre später werden wir, wie zu Zeiten der Ritterheere, die gesamte Reiterei mit ihr ausgerüstet sehen.

An die Schlacht bei Hanau am 30./31. Oktober 1813 gemahnt als besonders wertvolles Andenkenstück das Kollett und die Weste im Schrank (185), mit denen angetan der Fürst Franz Ludwig Kraft von Oettingen-Wallerstein, als achtzehnjähriger Major im 3. Chevauleger-Regiment, zur grossen Attacke anritt und hiebei sein blühendes Leben (siehe Porträt) der grossen Sache zum Opfer brachte. Das Treffen bei Arcis-sur-Aube am 20. März 1814 ist in (192), einer Handzeichnung von Peter Hess festgehalten, desgleichen in dem Aquarell (193) nach Albrecht Adam. Die Schlacht von Bar-sur-Aube am 17. Februar 1814 spielt sich in dem grossen Kobell'schen Gemälde (37) ab, wobei der Künstler in seiner Weise wieder ängstlich darauf bedacht ist, die Schrecken des Schlachtvorgangs den Augen des Beschauers zu entrücken: als ob weit und breit kein Feind vorhanden wäre, zieht die Brigade Prinz Karl, das Infanterieregiment „König“, das 3. Regiment und das 3. leichte Bataillon, gefolgt von dem Nationalfeldbataillon

des Oberdonaukreises, zur Unterstützung der Russen die Höhen hinan. Stilisiert wie der Marschvorgang selbst, ist auch die tadellose äussere Erscheinung der Truppen. In Wirklichkeit befanden sich die Mannschaften in einem Zustande der Abgerissenheit, der so weit ging, dass man zum Ersatze des allgemein fehlenden Schuhwerkes zu den einheimischen Holzpantoffeln greifen musste.

Als neues Element in der „Ordre de Bataille“ der K. Armee schiebt sich nach der Rückkehr aus dem Felde 1814 die Errichtung einer Garde ein, die Frucht einer längst gehegten Lieblingsidee des Kriegsministers von Triva, nach dessen Meinung das vaterländische Heer durch das bisherige Fehlen einer Elitetruppe den Armeen anderer Staaten an äusserem Glanze nachstand. So erfolgte am 16. Juli die Gründung des Grenadier-Garderegiments, dem als besondere Auszeichnung die martialischen napoleonischen Bärenmützen (47) verliehen wurden, während die Garde zu Pferd, das Regiment der Garde du Corps, als französische Karabiniers gekleidet, mit antiken Stahlhelmen auf den Köpfen einharrt. Ganz nach französischem Muster gestaltete sich auch die Adjustie-



Pauker der Garde du Corps (69).

rung der 1815 eingeführten bayerischen Kürassiere. Unter den Erinnerungsgegenständen an das Grenadier-Garderegiment steht der Rock seines Inhabers, Königs Max I. Josef, im Schrank (48) nebst Degen, Schärpe und Mütze obenan. Von der äusseren Erscheinung der Garde du Corps gibt der Pauker, (Figur 69), ein lebensvolles Bild; nicht minder lassen die goldschimmernden Rüstungen und silbernen Fanfaren-Trompeten auf den prächtigen Anblick dieser stolzen Truppe schliessen.

Bei den Raupenkasketten dieser Zeit (56, 57, 58, 125) kommt die englische Tragart mit dem bis zum Vorderschilder sich senkenden Wollkamm oder Bärenschweif und darin eingebetteten Emblemen zum Ausdruck, wohingegen das Muster 1818 (150—157) die Raupe wieder bis zum Scheitel verkürzte. In (126—131), hierunter auch das Schmeller'sche Raupenkaskett aus seiner Jägerleutnantszeit (126), bergen sich Andenkenstücke an die Errichtung der ersten bayerischen Jägerbataillone 1815; (134—144) zeigen die Zusammensetzung der Regiments-Musiken in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, der sogen. „türkischen Musiken“, mit ihrer nach heutigen Begriffen noch immer ziemlich dürftigen Schallwirkung.

Die in den Jahren 1818—25 vorgenommenen verschiedenen Aenderungen der Bekleidungsvorschriften lassen erkennen, wie man noch immer das französische Vorbild für das eigene Verhalten als allein massgebend erachtete; so bei den Mannschaftsmützen, dem französischen bonnet de police, der Aermelweste oder Spenser (159), den breiten Hosenstreifen sogen. Galonen und der lederbesetzten Reithose, in der Dienstsprache „Blechhose“ (158) genannt. Alle diese Anzugseinzelheiten sind längst wieder verschwunden, mit Ausnahme der breiten Hosenstreifen und der 1822 eingeführten schwarzen Sattelpelze (171), die ihre Daseinsberechtigung bis heute behauptet haben. Nur bei dem Mützentypus (223—225), der 1823 zur grossen Freude des Offizierskorps nach längerer Bittstellerei eingeführt wurde — bis dahin hatte man in und ausser Dienst stets das schwere Kaskett zu tragen gehabt — drang die preussische Form durch, die man dort selbst wieder den Russen entlehnt hatte.

Das Reiterporträt des Generalleutnants Peter Freiherrn von Lamotte (198) macht mit der reichbestickten Generalstracht der Zeit bekannt. Der silberbortierte Generalshut (228), einstiges Tragstück des Kronprinzen Ludwig, ist noch mit der kostbaren Plümage aus Straussfedern geschmückt, während bei den Schiffhüten der Offiziere des Generalquartiermeisterstabes, deren geschmackvolle Kleidung die Wandtafeln (212—217) zeigen, der österreichische Hahnenfederbusch in weissblauer Färbung auftaucht. Beachtenswert sind noch die Offiziersstöcke (208, 209), die letzten ihrer Gattung, beim Ausmarsche 1813 zu Hause gelassen, nachdem sie zwei Jahrhunderte hindurch als Befehlshaberabzeichen und Strafvoll-

zugsmittel das im Dienste nie aus der Hand gegebene Zubehörstück des Offiziersstandes gebildet hatten.

In den von der Decke sich entfaltenden Feldzeichen sind die drei zeitzugehörigen Muster vertreten: die Regimentsfahnen M/1813 mit dem Staatswappen im Blatte, die geweckelten Bataillonsfahnen M/1803 und die weiss-blau gestreiften Banner der Nationalfeldbataillone, wobei die Spitze der Fahnenstange eine merkwürdige Abweichung von der gewöhnlichen Form der Speerhäupter zeigt. Bei den an die Garde du Corps und Kürassiere hinausgegebenen Standarten ist altem Herkommen gemäss auf reiche Silberstickerei im Empiremuster Bedacht genommen (68, 94).

Unter der Fülle der in den Pultschränken (186–220) verwahrten Gebrauchsgegenständen und Erinnerungstücken dürften die reizenden Miniaturen zeitgenössischer Offiziere und die echte Totenmaske Napoleons (221) das meiste Interesse erregen.

Raum
IX u. X.

Die RÄUME IX und X veranschaulichen das Gepräge der einheimischen Armee unter König Ludwig I. von 1825 bis 1848. Als Krystallisationspunkte der Anordnung des Gesamtsammelbestandes des Raumes IX ziehen die im Glasschrank an der Rückwand verwahrten Bekleidungsstücke des Königs selbst das Augenmerk auf sich: der Ueberrock nach Grossvaterschnitt (60) mit der Mütze M, 1838, die farbenfrohe Uniform des 4. Chevauleger-Regiments, deren Rock als zierliches Kollett geschnitten (58), der Frack mit den Abzeichen des Leibregiments (59), in das sich inzwischen das Grenadier-Garderegiment verwandelt hat. Von dem reichen früheren Silberbortenbesatze sind unter dem Drucke der auf Ersparnisse drängenden Zeit nur die zwei dürftigen silbernen Litzen an den Aermelaufschlägen übrig geblieben. Auch sonst lässt sich überall der aufs Kleinliche der Verhältnisse gerichtete charakteristische Zug des Biedermeiertums verfolgen: so an den ihre Riesenformate verlierenden Kopfbedeckungen, dementsprechend sich auch die ganze militärische Lebensbetätigung nach den Stürmen der napoleonischen Epoche allmählich in spießbürgerliche, leicht zur Friedengestellte Behäbigkeit auswächst, wie sie sich in der zur Schau gestellten Graphik, namentlich in der zeitgetreuen Gruppe von Schützen-Unteroffizieren des Oelbildes (22) be-

sonders treffend ausspricht. Gleichwohl möchte man den Biedermeiersoldaten in dem Entwicklungsbilde nie und nimmer missen. Man vertiefe sich nur mit einiger Liebe in die bildlichen Darstellungen, vorzugsweise in die Werke des unerschöpflichen ersten Soldatenmalers aus der Periode Königs



Uniformstücke Königs Ludwig I. (58, 59, 60).

Ludwig I., Dietrichs von Monten, und die anfangs vielleicht belächelten Gestalten werden rasch die anheimelnden Züge guter Freunde gewinnen. Welche Fülle kultur- und trachtengeschichtlicher Momente sind nicht allein in dem grossen Oelgemälde (97), worin Monten in seiner Weise einen damals militärisch hochwichtigen Vorgang, eine feier-

liche Feldmesse auf dem Augsburger Exerzierplatz schildert, mit bewundernswerter Treue niedergelegt.

Bei der Bekleidung der Truppen hatte König Ludwig sofort nach seinem Regierungsantritt die Wiedereinführung des zum Teil historischen, verschiedenfarbigen Auszeichnungstuches für die einzelnen Regimenter der Infanterie und Chevaulegers, vom tiefen Schwarz bis zum hellen Rosa (Tafel 118) befohlen, was farbenfrohe Abwechslung in das Gesamtbild brachte. In der Ausrüstung macht sich jetzt mehr österreichischer Einfluss bemerkbar: so in dem Tschako der Jäger von 1830 (13) und dem neuen Infanterieseitengewehr (16), dem sogen. Faschinenmesser; auch die Offiziere legen ihre Degen ab und erhalten den österreichischen Schleppsäbel (18). Ein unscheinbares, aber für das damalige militärische Leben wichtiges Stück birgt sich in (27): der letzte Korporalstock oder Haslinger, schmerzlichen Andenkens, der im Jahre 1826 den Unteroffizieren „abgewürdigt“ wurde, wie die damalige militärische Ausdrucksweise lautete.

Von dem idealen Stimmungszuge der Zeit zeugt die Reihe der Ehrengeschenke, die meist in Gestalt von Säbeln und Bechern (72–81) beliebten Vorgesetzten überreicht wurden. Besonders erwähnenswert ist (72), der für Feldmarschall Fürst Wrede von der Armee gestiftete Ehrendegen.

Verschundene Tage, da das Strassenbild noch durch eigenartige militärische Sondertypen wie die den Truppen vorauszugschreitenden bärtigen Zimmerleute belebt wurde, ruft ausmarschierendes Sappeurausrüstung mit Schurzfell (110), eine Pionier- oder Sappeurausrüstung mit Schurzfell und Axt, in die Erinnerung. In der Ecke endlich, nahe bei Raum X, sprechen mancherlei Andenkenstücke bayerisch-griechischer Ordonnanz, Kopfbedeckungen, Säbel und Bilder von der in Bayern mit so grosser Begeisterung begrüßten Expedition nach Griechenland, um dem auf Hellas' Thron berufenen Prinzen Otto von Bayern eine militärische Stütze zu sichern. Eine Reihe kleiner Bildwerke, namentlich das Porträt in Palikarentracht, geben von der pathischen Erscheinung des jungen Fürsten Kunde.

Bei der Figur (14), einem Artillerie-Oberstleutnant von 1840, dürfte der graue Kragenmantel belehren, dass seine Wiedereinführung in den letzten Jahren nichts Neues unter der Sonne der Marssöhne bedeutete. Die farbigen Lithographien (9) und (10) rufen die erste Dienstzeit Sr. K. Hoheit des Prinz-Regenten Luitpold bei der Artillerie in unser

Gedächtnis zurück. Die Folge der artilleristischen Bewaffnungs- und Ausrüstungsstücke (15–22) dient als sinnfälliges Begleitmaterial zu dem auf dem grossen Oelgemälde (19) von Eckert und Schelver dargestellten Vorgange: Parade-



Artillerie-Oberstleutnant um 1840 (14).

exerzieren der leichten Batterie Berchem des 1. Artillerie-Regiments auf dem Marsfelde, in Gegenwart des Königs, des Kaisers Nikolaus I. und grossen Gefolges im August 1838. Wie köstlich ist, um nur eines aus der reichen Staffage anzuführen, die Altmünchener Gemütlichkeit in dem biederem

Gendarmen verkörpert, der die Schulbuben auf die Gefahr der heransausenden Kanone aufmerksam macht. Ein gleich grosses Gemälde von Monten (32) versetzt den Beschauer auf den Augsburger Exerzierplatz, wo eben das 4. Chevauleger-Regiment vor dem Zaren Nikolaus, den Königen von Preussen und Bayern und ihren stattlichen Gefolgen einen Aufmarsch im Galopp aus der Tiefe zur Front vollführt. Im Gegensatz zu den beiden ruhig zu Pferde sitzenden Majestäten, sprengt der Zar als feuriger Reitersmann im schneidigen Galopp die Front entlang, um vom linken Flügel aus das Einrücken zu beobachten. Aus der Generalität hebt sich der greise Fürst Wrede hervor, an seinem noch mit Plümage ausgestatteten Feldmarschallshute erkenntlich. Wenige Monate nach dieser Revue ereilte ihn der Tod; sein zuletzt getragener Rock mit Hut und Schärpe ist im Eckschranke (27) verwahrt.

Um das Gemälde gruppieren sich die Waffen und Gebrauchsstücke der Kavallerie jener Tage, darunter der charakteristische weisse Sattelpelz der Chevaulegers und Kürassiere. Der stattliche laubgeschmückte Helm der Kürassier-Offiziere (54) macht um diese Zeit dem schlichteren Muster 45 (59) Platz; auch das zierliche Kollett ist dem Ende seiner Tragzeit nahe. Wie von der Tafel gewischt, verschwindet um das Jahr 1848 nicht nur in Bayern allein, sondern fast gleichzeitig in allen europäischen Heeren der Frackschnitt vor dem Waffenrock, dem alten Jüstaukorps des 17. und 18. Jahrhunderts, womit das uns heute gewohnte Bild des militärischen Anzugs (98, 99) Raum gewinnt. Die eingreifendste und auch kulturgeschichtlich bemerkenswerteste Neuerung ist auf dem Gebiete der Konstruktion der Schiesswaffe zu verzeichnen: das Feuerstein- oder Batterieschloss, nachdem es seit den Zeiten Max Emanuëls dem Gewehre seinen Stempel aufgedrückt und durch sechs Säle hindurch den Besucher begleitet hat, geht dahin und wird durch das auf der Entdeckung der Explosionskraft des Knallquecksilbers beruhende Perkussions- oder Zündhütchen-, auch Kapselschloss ersetzt. Nummer (75 - 79) weisen die Reihe adaptierter und neuer Amberger Fabrikate von Zündhütchengewehren auf. Ueber ihnen weht von der Decke in (65) das von König Ludwig I. bestimmte, heute noch geführte Fahnenmuster mit dem Löwen als Speerhaupt.

Das Monten'sche Bild (115) und das Knabenkollettchen (114) in der Ecke zum nächsten Raume lassen uns den

Kadetten in seinem Aeusseren vor dem Jahre 1848 wieder vor den Augen erstehen, während die übrigen Stücke, darunter der Tschako (104), als „Kübel“ dereinst eine beliebte Ziel-scheibe des Volkswitzes, die alte Gendarmenausrüstung der Vergessenheit entziehen.

In RAUM XI bildet der Schrank mit den in ihm ver-

wahrten Uniformröcken Königs Maximilian II. den armee-geschichtlichen Mittelpunkt des Sammlungsbestandes der Zeitperiode. In seinem Friese eingelassene farbige Lithographien, von der Hand des bekanntesten Militärzeichners des Zeitabschnittes, des Oberleutnants Behringer (vergl. auch Bild 10, 22, 39, 55, 56, 90—92), geben Aufschluss über die Bekleidungs-einzelheiten der Armee zu Anfang der sechziger Jahre. Ausser ihnen sind die auf den Ständern in Wirklichkeit vorgeführten Tragstücke, wie (16), die Bekleidung und Ausrüstung eines Jägersergeanten, (37) jene eines Infanteristen des Leibregiments nach Vorschrift 1850 noch weiter geeignet, als Studienobjekte zu dienen. Stück (40) bringt den nach Ulanka-Art geschnittenen neuen Waffenrock der Chevaulegers von 1852 in dem einschlägigen Probemuster zu Gesicht. Mit der Errichtung eines reitenden Artillerie-Regiments erscheint 1848 der rote fliegende Helmbusch, die goldbortierte Kartusche und Säbelkuppel für die Offiziere auf dem Plan. Weiterhin erstehen 1864 zum zweiten Male bayerische Ulanen in nach österreichischem Vorbilde abgenommener Hülle (93). Oesterreichischer Nachahmung entstammen auch die Achselwulste (Wings) auf den Waffenröcken der Fuss-truppen (109).

Raum XI



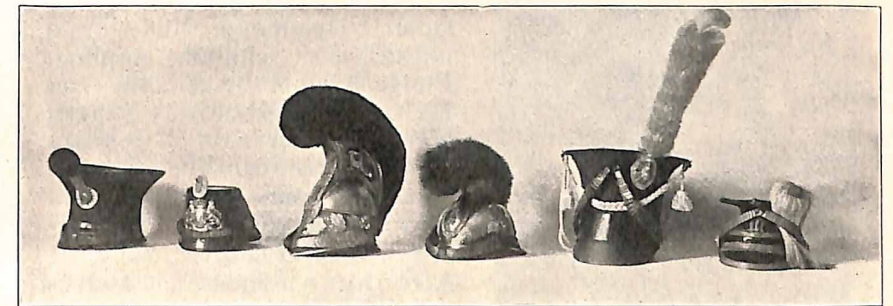
Jägersergeantenausrüstung um 1850 (16).

Schlag auf Schlag folgen sich unter der Wucht der Forderungen der Zeit die Verbesserungen der Schiesswaffe der Infanterie; zunächst durch die Einstellung gezogener Gewehre mit Spitzgeschoss, der Dornbüchse nach System Thouvenin, in die Jägerbataillone, sodann durch die Umbewaffnung der gesamten Infanterie mit dem einheimischen Podewilsgewehr M/58 mit Expansionsgeschossen (82—84), einer sehr leistungsfähigen Feuerwaffe, der nur der Nachteil anhaftete, dass bei ihrer Einführung den Vorderladern im Wettbewerbe mit den Rückladesystemen, besonders dem preussischen Zündnadelgewehr, überhaupt schon das Wort abgesprochen war. Nach den Erfahrungen des unglücklichen Feldzuges 1866 beeilte man sich denn auch, das Podewilsgewehr für die Rückladung umzuändern (134—136), wodurch sein Gebrauchswert jedoch eher vermindert statt verbessert wurde. Kurz vor dem Kriege 1870/71 kommt das ob seiner Feuergeschwindigkeit hervorstechende Gewehr M/69, System Werder (137), zur Annahme, mit Ausdehnung auf die Kavallerie in der Form von Karabinern (138). Jedoch befanden sich erst einige Jägerbataillone im Besitze dieser vorzüglichen Waffe, als die Armee im Sommer 1870 unerwartet ins Feld rücken musste. Statt des alten Bajonetts war schon bei der Dornbüchse nach französischem Vorbilde der auf Hieb und Stich gehende orientalische Jatagan als Seitengewehr aufgetaucht und bei seiner Ueberlegenheit über das Bajonett auch für das Werdergewehr beibehalten worden.

Nachdem schon das Jahr 1860 die preussische Gürtelrüstung gebracht hatte (Gestell 109), glaubte man 1868 auch eine leichtere und gefälligere Kopfbedeckung als das im Gebrauche stehende Helmmuster 45/48 (16, 37, 41, 45) einführen zu müssen. (Die deutsche Bezeichnung Helm statt des französischen Kasketts war noch von König Ludwig I. verfügt worden.) Dieser Forderung wurde denn auch die neue Kopfbedeckung von 1868 in jeder Hinsicht gerecht, gegenüber den Ungetümen aus der Napoleonischen Epoche gleichzeitig ein sprechender Beleg, wie sich die Auffassung von den Ausmassbedürfnissen militärischer Gebrauchsstücke den Wandlungen des Zeitgeschmackes anpasst (152—163). Der Mode folgend ist auch der früher bis an die Ohren reichende Rockkragen bis auf eine Leiste herabgedrückt. Desgleichen nehmen die Offiziersmützen fast knabenhafte Formen an (114 bis 117). Gestell (139) führt die Bekleidung und Aus-



Formen des Raupenhelmes von 1806—1868.

Jägerschako M/30
und M/95.Kürassieroffizier-Helm
M/25 und M/73.Ulanenzapka M/13
und M/64.

rüstung der Infanterie, wie sie in den Krieg gegen Frankreich zog, vor Augen.

Die Erinnerung an kriegerische Ereignisse des Zeitabschnittes wecken die Bilder (13) und (15), Kampf um die Düppeler Schanzen am 13. April 1849; (38), Zusammenstoss bei Bronzell 1850; die Blätter (120—126), Gefechtsepisoden und Gruppenbilder von 1866 mit dem Bildnisse des wegen seines wackeren Aushaltens in der Feuerlinie belobten Feldkaplans Limpacher. Von den fränkischen Gefechtsfeldern sind auch die zur Gruppe (164) über der Türe vereinigten preussischen Waffen und Kopfbedeckungen aufgelesen. Einen friedlichen Vorgang schildert das Manöverbild (22) von Behringer, einen Isarübergang gelegentlich der grossen Lagerzusammenziehung bei Schwabing 1852 unter dem Ober-

befehle Königs Max II. In den kleinen Bildern an der Rückwand, Jugendarbeiten von Wilhelm von Diez, Szenen aus dem altbayerischen Militärleben, quillt eine Fülle köstlichen Humors hervor.

Die beiden Eckschränke bergen an ehrwürdigen militärgeschichtlichen Andenkengegenständen: Uniform und Waffen des Feldmarschalls Prinzen Karl als Inhaber des 1. Kürassier-Regiments; daneben der Sattel, von dem der Prinz auf seinem letzten



Hartschierbekleidung 1852 (183). Gala.

Ritte am 26. August 1875 tot zur Erde sank. Ferner Marschallsrock Königs Ludwig I., das Röckchen Königs Ludwig II., getragen, da er als Kronprinz und Oberstinhaber des 2. Infanterie-Regiments die erste militärische Schulung empfing. Einige kleine Oelgemälde von Behringer geben den jungen König in der ihm besonders liegenden Uniform der 2. Ulanen wieder. Auch das Gedenken an den 1852 verstorbenen Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg, einen der zielbewusstesten bayerischen Reitergenerale und Führer des bayerischen Truppenkorps in Schleswig-Holstein, in der Uniform seines 1. Chevauleger-Regiments, ist in dem Porträt (1), einem Geschenk Ihrer Hoheit der Frau Prinzessin Albert, dauernd festgehalten.

In der Fensterecke stellt sich Figur (183) als Hartschier in der neuen Bekleidung nach Vorschrift von 1852 vor: an Stelle der alten spanischen Casaquentracht und des Hutes sind Stahlhelm und Waffenrock getreten; in der Canne bleibt den Hartschier-Offizieren das Würderecht des Stocktragens in Erinnerung der historischen Ueberlieferung gewahrt.

Beachtenswert dürfte sein, wie sich in dem Zeitabschnitt erstmals der Helm mit der Spitze, die sogen. Pickelhaube, ankündigt, die in den vierziger Jahren zuerst in Preussen

aufgekommen, rasch auch bei anderen Armeen Anklang fand. Merkwürdig, dass in Bayern zufällig gerade die konservativsten Elemente des Heeres, die Hartschiere (Interimshelm mit weissem Busch), die Gendarmerie und Bürgerwehr als erste ausersehen waren, sich mit dieser neuen Art von Kopfbedeckung zu schmücken (186, 165—169, 43).

In den Pultschränken sind kleinere Andenken und militärische Gebrauchsstücke verwahrt. Nicht unerwähnt darf schliesslich bleiben, dass die alte, in den vierziger Jahren als Bataillonsfahne aufgelassene bayerische Weckelfahne in dem Zeitraume von 1868—1872 als Feldzeichen der Landwehrbataillone noch einmal zu kriegerischen Ehren gelangte.

RAUM XII ist den Kämpfern des ruhmvollen Krieges 1870/71 geweiht. Von Weissenburg über Fröschweiler zieht der Gedankenflug zu den heiss umstrittenen Kampfstätten von Bazeilles und Balan; weiterhin geht der Siegeszug nach Paris und Orleans. In Versailles, von dem einst die tiefsten Demütigungen für Deutschland ausgingen, wird der Bundesstaat des neuen deutschen Kaiserreichs gegründet. Werfen wir zunächst einen Blick auf die an der Wand zwischen den Türen aufgebauten Waffengruppen, mit dem Zwecke eine Übersicht über die Bewehrung und Ausrüstung zu geben, in der sich die bayerischen Truppen im Felde bewegten. Zwischen ihnen ragen die Büsten der beiden Heerführer der Armee, der Generale Ludwig Freiherrn von und zu der Tann-Rathsamhausen und Jakob Freiherrn von Hartmann, heraus. (28, 29, 30) geben ein Bild von dem Zustande, in dem ein Teil der Fahnen aus dem Felde wieder heimkehrte. Die bildlichen Darstellungen von Kriegsszenen aus der grossen Zeit stellen sich zumeist als Arbeiten der Schlachtenmaler Franz

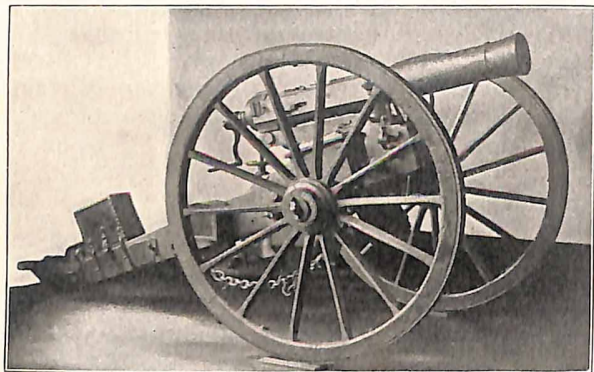
Raum XII.



Turkofigur.

Adam, Louis Braun, Birkmeyer, Heinrich Lang und Bodenmüller dar, die, entweder selbst unter der Waffe stehend oder mit den Kolonnen ziehend, ihre Studien an Ort und Stelle betätigten. Das Hauptgemälde des Saales, von Bodenmüller, hält den Augenblick der „Schlacht bei Sedan“ fest, wo General von der Tann mit seinem Stabe auf dem Gefechtsfelde erscheint, und die 3. Brigade links gegen Bazeilles und den Park von Monvillers vorgeht, rechts die Artillerie-Abteilung Mussinan im Auffahren begriffen ist.

An der Längswand des Raumes dürfte, von zwei Turkofiguren flankiert, die Kolossaltrophäe der französischen Kriegsbeute durch die Massigkeit ihres Aufbaues und die in



Mitrailleuse von Wörth (90).

ihrer wilden Zerfahrenheit die kriegssturmbewegte Zeit ver-sinnbildlichende Anordnung mächtig auf die Phantasie des Beschauers wirken. Als besonders interessante Einzelstücke daraus sind zu verzeichnen: (90), französische Mitrailleuse, Beutestück aus der Schlacht bei Wörth, seinerzeit wohl von jedem Münchener angestaunt, als sie im Kriegsjahre mit dem übrigen Geschützpark am Residenzplatz aufgefahren war (Bild 90a). (91), die Fahne der Milizen von Rennes, bei Erstürmung der Bayernschanze vor Paris am 19. Sept. 1870 vom Korporal J. Krammer des 14. Inf.-Rgts. erobert. (99), Kürass eines bei Elsasshausen gebliebenen, in der Chronik des Pfarrers Klein erwähnten riesigen Kürassieroffiziers.

(97), französischer Adler des 36. Inf.-Rgts., vom Soldaten Simon Eisenmann der 9. Komp. des 2. Inf.-Rgts. bei Fröschweiler erbeutet. (114), Franktireurgeschütz aus den Pufferbüchsen eines Eisenbahnwagens hergestellt, von bayerischen Landwehrmännern im Walde von Fontainebleau erobert. (120), das Feldbett, auf dem der bei Weissenburg verwundete General Douay starb. Die verschiedenen Trikoloren von Marschregimentern (92—96) wurden zum grösseren Teil bei Streifen im Loiregebiet eingebracht.

Von den im Schranke über dem Heizkörper verwahrten Andenkengegenständen steht vorne an: der Degen, den der schwerverwundete General Raoult bei seiner Gefangen-nahme in Fröschweiler dem damaligen Hauptmann Ziegler des 5. Inf.-Regts. überreichte, und das Käppi, das bei seiner Beerdigung in Niederbronn das einzige Schmuckstück des Sarges gebildet hatte.

RAUM XIII. Die Wand nächst der Türe ist der Fortsetzung der Illustrationen zu einzelnen kriegerischen Ereignissen aus dem grossen Kampfe eingeräumt, wobei sich auch der Stift der jüngeren Schlachtenmalergeneration, von Anton Hoffmann, Ludwig Putz und Ernst Zimmer, offenbart. In der Büste (15) ist der Kriegsminister Sigmund Freiherr von Pranckh verewigt, „der Waffenschmied Bayerns“, dessen organisatorischem Wirken es zu danken war, dass vier Jahre nach den Misserfolgen von 1866 das bayerische Heer auf den französischen Schlachtfeldern, den anderen deutschen Kontingenten zur Seite, die militärische Kraftprobe um so glänzender bestand. Die Rückwand der ersten Nische füllen die Gedenktafeln an die gefallenen Offiziere aus; dazwischen der Glasschrank (23), dessen Inhalt sich aus persönlichen Gebrauchsstücken, zumeist den Feldzugssäbeln jener tapferen Offiziere zusammensetzt, denen Bellona die Hand bot, sich die höchste militärische Auszeichnung des Königreichs, den Militär-Max Josef-Ritterorden erkämpfen zu dürfen. Bild (23a) hält den Augenblick fest, in dem sich Se. Kgl. Hoheit Prinz Leopold als Artilleriehauptmann durch sein zähes Aushalten im Gefecht bei Villepion am 1. Dez. 1870 das Max Josef-Ritterkreuz verdient hat.

In der Mittelnische des Raumes geht der Abschied von den typischen Kennzeichen des alten bayerischen Bekleidungs-

wesens in Szene, indem sich die neuen Anzugsvorschriften vom Jahre 1873 mit Ausnahme des hellblauen Tuches und des Raupenhelmes in dem übrigen Beiwerke den Merkmalen des Reichsheeres angliedern. Die Gradabzeichen an den Krägen, die Regimentsfarben, die alten Mützen- und Schulterblätterformen verschwinden. Es erscheinen die Mütze mit dem farbigen Bunde, die Achselstücke, die Epauletten mit Brouillons und Frangen für die Generale und Stabs-offiziere; statt des Ringkragens kehrt die 1811 abgelegte Schärpe als Dienstabzeichen wieder zurück.

Für die berittenen Truppen wird der 1818 abgeschaffte Reitstiefel neuerdings hervorgeholt. Die Kürassiere erhalten in den „Brandenburgern“ einen Abklatsch ihrer früheren Kanonienstiefel wieder. Nicht nur diese, auch die meisten Einzelheiten in der Machart der anderen in der Gruppe vorgeführten Bekleidungsstücke sind bereits wieder historisch geworden.

Als landesgeschichtlich wertvollster Besitz des Saales tun sich in der dritten Nische die Uniformröcke Königs Ludwig II. auf (180–192): in der Mitte die Anzüge baye-rischer Armeezugehörigkeit, zu den Seiten jene der öster-reichischen, preussischen und russischen Inhaber-Regi-menter. Auch das für den König gefertigte Modell eines Generalhelms mit Federbusch, schon Ende der siebziger Jahre statt des Schiffhutes zur Einführung in Aussicht ge-nommen, ist der Sammlung beige-sellt. Unter den zeitge-bräuchlichen Kopfbedeckungen auf dem Schranke (173–179) machen sich in der Menge der Bärenschweife und Woll-kämme die Messingspitzen der den Schweren Reitern nach ihrer Umwandlung aus Kürassieren 1879 gegebenen Helme noch schüchtern bemerkbar; sieben Jahre später haben sie ausnahmslos die Erbschaft des Wollkammes angetreten. Auch die Bewaffnungsfragen werden nun vollständig in Ueberein-stimmung mit den Reichsbundestruppen gelöst. An Stelle des Werdergewehrs kommt Ende der siebziger Jahre das Armeegewehr System Mauser Modell 71 (29, 30), zehn Jahre später das Magazingewehr C 84 mit dem dolchmesser-förmigen Seitengewehr zur Einführung (151–153). Als völlig neue Armeeschisswaffe tritt um 1882 der Revolver (209, 210) an Stelle der 1871 eingeführten Werderpistole (38) hervor.

Im Frühjahr 1886 feiert der 1848 abgelegte Überrock seine Wiederauferstehung in modernisiertem Schnitte (195–197).



Raum XIV.

Trophäe aus Erinnerungsgegenständen an die ostasiatische Expedition.

Ein hochsehenswertes Schaustück des Raumes bildet endlich der Säbel (122) mit dem reich ziselierten und vergoldeten Korbe, eine Ehrengabe der schleswig-holsteinischen Kampfgefährten an General von der Tann. Mit dem einfachen Gefässe (122a) montiert trug der General den Säbel als treuen Beschützer während des ganzen Feldzuges 1870/71 zur Seite.

RAUM XIV erhält durch die Büste Sr. Kgl. Hoheit des Prinz-Regenten, von Professor Roth (106), aus dem Jahre 1879 und das grosse Wandgemälde von Louis Braun, Frühjahrsparade 1896 auf dem Oberwiesefeld, das den Allerhöchsten Kriegsherrn in den Mittelpunkt des Vorgangs stellt, die ihm gebührende Signatur.

Raum XIV.

In der Wandgruppe (4—53) finden sich die in dem Zeitabschnitte 1886—1906 neu eingeführten, abgeänderten oder ausser Gebrauch gesetzten Bekleidungsstücke zusammengefasst; neben dem nunmehr allein herrschenden Spitzhelm taucht auch der Tschako als Kopfbedeckung der Jäger (22, 23) und der Luftschiffer wieder aus der Versenkung empor. Das Armeegewehr und der Karabiner C 98 (52) mögen in ihren eleganten Formen, im Verein mit ihrer auf die höchste Stufe gebrachten Leistungsfähigkeit, unwillkürlich zu einem Vergleich mit den in Raum I vorgeführten harmlosen Donnerbüchsen verlocken.

In der inneren Ecke lenkt die aus Andenkengegenständen an die ostasiatische Expedition gebildete chinesische Waffentrophäe das Augenmerk auf sich, als Geschenk des damaligen Artilleriehauptmanns Täubler, der die Stücke an Ort und Stelle zusammenlas, für die Armeesammlung von erhöhtem Werte.

Ein volles halbes Jahrtausend vertreten diese heute noch von den chinesischen Kriegern getragenen Mordwerkzeuge: die verschiedenen Knebelspieße, die den gledenartigen Hieb- waffen des europäischen Mittelalters gleichgeformten chinesischen Kurz- und Langschwerter (sogen. Boxerschwerter), Säbel mit schnabelartigen Klingensätzen, Pfeilbogen, deren mehr oder minder geschickte Handhabung noch heute für den chinesischen Avancierten seinen militärischen Grad bestimmt, verschiedene moderne Präzisionsfeuerwaffen europäischer und amerikanischer Systeme zur Ausrüstung der nach europäischer Manier bewaffneten und gedrillten Truppen-

körper, der sogen. Jangts'-iang-toui, mit deren Formierung fortschrittlich gesinntere Mandarinen, vor allem der Vizekönig Li-Houng-Tschang, bekanntlich durchaus nicht völlig erfolglose Versuche gemacht hatten.

In der Mitte die von Leutnant Rudolf Giehrl im Gefechte am Tschang-Tschönpasse am 8. März 1901 erbeutete Kommandeurflagge. Die rote Fahne links mit dem weiss aufgesetzten „Ling“ (Befehl) ist eine Ordreflagge, deren die kleinste Unterabteilung mehrere Stücke führt, wie die reiche Ausstattung mit lustig flatternden Fahnen und dumpf tönenden Ta-tous, Kriegspauken, das Hauptcharakteristikum einer chinesischen Schlachtreihe bildet. Flagge in deutschen Farben vom II. Bataillon 4. ostasiatischen Infanterieregiments, auf dem Passtore des von dem Bataillon eroberten Tschang-Tschönpasses, an der Grenze zwischen Petschili und Schansi 8. März bis 31. Mai gehisst. Ta-tou (Kriegspauke), kleine Mörser, kleine Bronzerohre mit chinesischen Schriftzeichen, Trommel und Bataillonstambourstock des bayerischen Bataillons, zwei auf dem Gefechtsfelde von Kuang-tschang aufgelesene Fahnen; im Vordergrund endlich ein kleines Geschütz von der Art, wie sie am 8. März bzw. 23. April 1901 von den Leutnanten Giehrl und Leisner den Chinesen im Sturmangriffe abgenommen wurden.

In den Glasschränken an den Fenstern ist die stattliche Anzahl der verschiedenen Auszeichnungen für besondere Leistungen, vornehmlich solche im Schiessen, gesammelt. Manch schmerzliche Erinnerung dürften die Sammlungsbestandteile an der Fensterwand erwecken, Andenkenstücke an die mutigen Offiziere, die — es sei hier nur der Name Gravenreuth genannt — unter der heissen Sonne Afrikas im Dienste der Schutztruppen und Kolonisationsbestrebungen ihr Leben dahingaben.

Wie im Raume XIII die Wappen von Max Josef-Ordensrittern, so sind im Raume XIV jene von Regimentsinhabern in die Fenster eingelassen.

Nachdem sich der Besucher noch den Schaukasten (122) mit dem in Nürnberger Zinnkompositionsfiguren historisch getreu dargestellten originellen „Aufmarsch der bayerischen Armee in ihrer Uniformierung von 1806—1906“ besehen hat, verlässt er mit einem Blick auf eine vollständige Infanterieregimentsmusik als vergleichenden Hinweis auf den gewaltigen Instrumentenzuwachs seit den dürftigen Anfängen von

1780 den Saal, und mit ihm die der retrospektiven Ausstellung des Museums gewidmeten Abteilungen.

In der Halle des UNTERGESCHOSSES fesseln in erster Linie die 4 grossen chinesischen Kartaunen vom Ende des 17. Jahrhunderts (1, 2, 11, 12) unser Interesse. Nach den chinesischen und mandschurischen Schriftzeichen auf dem Stossboden der Rohre wurden die Geschütze im 28. Jahre der Regierung des Kaisers Kang-Si (1689) unter Leitung des Nan-Hoe-Yen gegossen. Nan-Hoe-Yen ist der belgische Jesuit Ferdinand Verbiest, der, wie General-

Unter-
geschoss



Chinesische Prunkgeschütze (1, 2).

vikar Alph. Favier in seinem Werke „Peking“ erzählt, dem Kaiser Kang-Si zur Bekämpfung des Rebellenhauptlings Qu-san Kouï die ersten Geschütze nach europäischen Modellen goss und wegen seiner Verdienste neben seiner Haupteigenschaft als kaiserlicher Hofastronom und Kalendermacher auch fernerhin das chinesische Geschützgiessereiwesen leitete.

Die Rohrornamentik gibt in der eigenartigen Verquickung ostasiatischer und abendländischer Ziermotive die unter den ersten Kaisern der Tsing-Dynastie auch bei Verzierung der Gewänder herrschende Geschmacksrichtung wieder. Eine Kette (Zopf) zwischen den Schildzapfenringen erinnert an das chinesische Nationalabzeichen. Europäischem Brauche gleich führen die Geschütze auch Namen, und zwar den hoch-

trabenden Titel „der unverwüstliche Feldherr von vollendeter Kriegskunst“. Die Geschütze stammen aus dem früheren Armierungsbestande der Pekinger Stadtmauer. Bei der Besitzergreifung der Stadt lagerten sie mit Ausnahme eines einzigen, dessen Mündung gegen die europäischen Gesandtschaften gerichtet war, im Pekinger Arsenal. Als das gesamte dort befindliche Kriegsmaterial vor dem Abzuge der fremden Truppen unbrauchbar gemacht wurde, beschlossen die verbündeten Mächte, die alten Geschütze nicht zu zerstören, sondern sie als wertvolle Erinnerungsstücke nach Europa zu überführen.

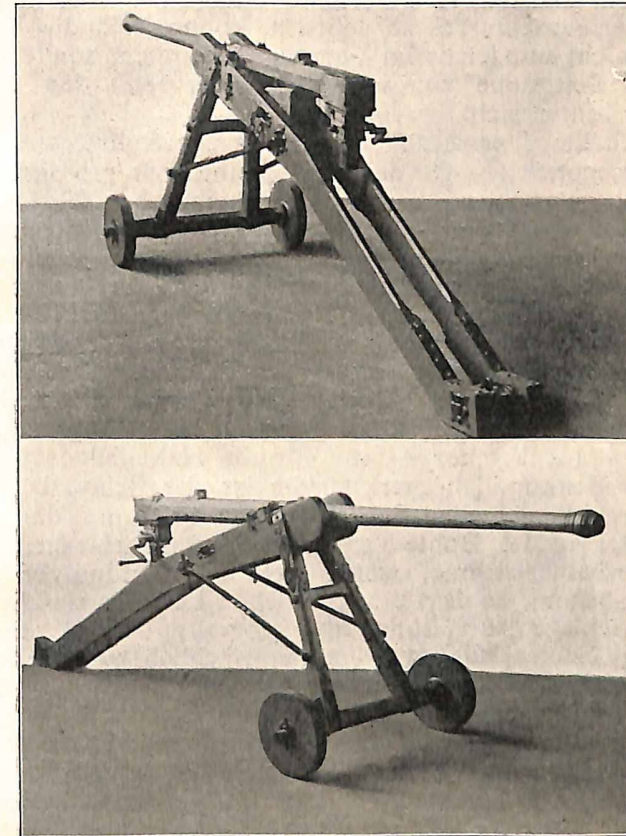
Die chinesischen Fahnen über den Geschützen wurden zumeist auf dem Gefechtsfelde bei Kuang-tchang aufgelesen. Das weisse Schriftzeichen auf dem viereckigen Blatt bedeutet Pao (Geschütz), weist somit auf ein Artilleriebanner hin.

Unter der grossen Zahl der französischen Beutegeschütze belehren (35, 36) über die Konstruktion Reffye, nach welchem System die Republik nach Verlust der kaiserlichen Vorderladergeschütze ihre neuen Batterien ausrüstete. Zu erwähnen sind noch das Luftballongeschütz (61), 1870/71 vor Paris benützt, und der in Zwiesel im bayerischen Walde niedergegangene französische Kriegsluftballon (54), endlich noch ein Stück aus der Biedermeier-Zeit der Artillerie, der Munitionswagen (55), seiner Form wegen zutreffend Wurstwagen benannt.

Geschützhalle.
Artilleriemuseum.

Wer sich über den Werdegang des vaterländischen Artilleriewesens unterrichten will, wird in der GESCHÜTZHALLE, zugleich ARTILLERIE-MUSEUM, das Wissensnötige in Bild und Gegenstand vor Augen geführt finden. Zunächst veranschaulichen die als Fensterglasgemälde behandelten Zeichnungen, aus den alten Feuerwerks- und Büchsenmeistereibüchern, grösstenteils dem Cod. iconogr. 222 der K. Hof- und Staatsbibliothek entnommen, zur Genüge, wie umständlich in den Zeiten der alten Arkeley die Bedienung der alten Bombarden, Hauptstücke und sonstigen Geschützgeschlechter vor sich ging. Das sogen. Kammergeschütz (28a) liefert den Beweis, dass die Rücklade-Einrichtung in der höchst einfachen Form eines die Ladung aufnehmenden krugartigen Verschlussstückes so ziemlich mit den Uranfängen der Geschützherstellung selbst zusammenfällt. Technisch

verbessert durch die Verwendung einer die Ladung aufnehmenden Kartusche erscheint das System bereits bei den Falkonetten (29, 159—161) aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, wo das Geschwindschiessen in der herzoglichen Artillerie



Falkonet mit Rückladung (159).

als wichtiges Geheimnis streng gehütet wurde. Die Keilverschlussart (53) benennt sich nach ihrem angeblichen Erfinder, dem Ingolstädter Büchsenmeister Wiederstein; bei dem Doppelhaken (29) wirkt ein Schrauben-Verschluss-

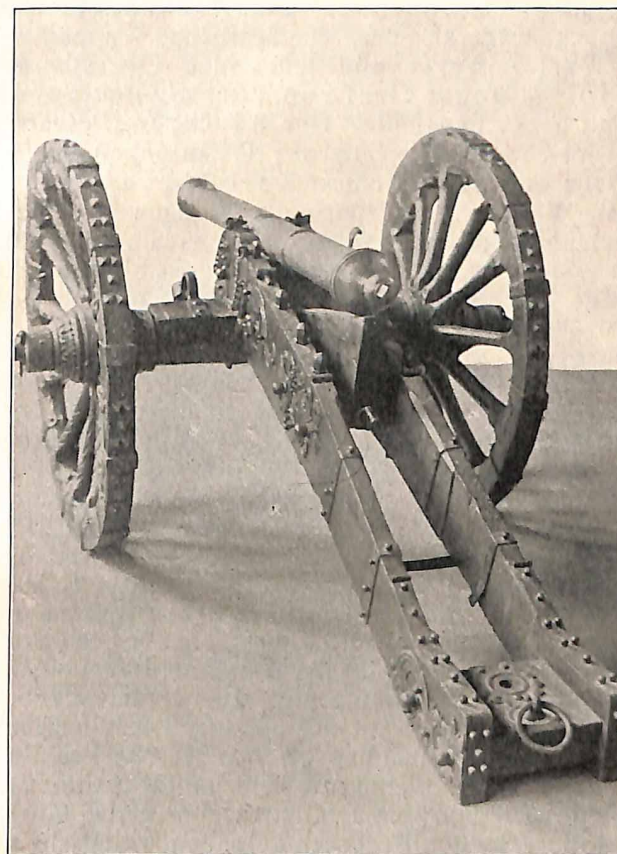
system, das der erste herzogliche Feldzeugmeister Freiherr von Sprinzenstein († 1598) eronnen haben soll. In (159) begegnet man dem Gedanken des Fallblocks, der durch eine Zahnradkurbel auf und ab bewegt wird. Da aber bei den sämtlichen Rückladegeschützen dieser Art der Weitschuss unter dem starken Kraftverluste infolge des ungenügenden gasdichten Abschlusses zu sehr litt, konnte sich die Vorderladung nicht nur leicht im Vorrang behaupten, sondern lässt in dem Zeitraume von etwa 1730 bis 1860 den Rivalen gänzlich hinter sich.

Durch die übermässige Streckung der Rohre, wie es bei den Falkonetten (1—78) der Fall, glaubte man grössere Treffsicherheit zu erzielen. Erhöhter geschichtlicher Wert kommt diesen Rohren insoferne zu, als sie einst zur Armierung der alten Münchener Stadtmauertürme gehörten, zu welcher Zeit sie unter dem Scherznamen „Amüsetten“, das heisst Spielzeug, in den Registern figurieren. Sprinzensteins rechte Hand, der Büchenschmied Christoph Tegernseer, kommt in den zahlreichen an der Innenwand aufgestellten Doppel- und doppelten Doppelhakenrohren, die nach ihm den Namen Tegernseerbüchsen tragen, zur Würdigung. (54) zeigt das Modell einer Lafette für die Hakenbüchsen dieser Art. Waffenkundlich merkwürdig ist die Schiesslade (79), auch Orgeldhaffel oder Schreigeschütz benannt: die Zündlöcher der in die Bohle versenkten schmiedeisernen Läufe liegen in einer Rinne, worin sich das Zündpulver aufgeschüttet befand, so dass die sämtlichen Läufe so ziemlich mit einem Schläge zur Entladung gebracht werden konnten. Derartige Schiessladen wurden hauptsächlich zur letzten Verteidigung der Torzugänge gebraucht.

Die Luntenpartisanen (70—73) bildeten als Waffe, Gerät und Würdeabzeichen ein höchwichtiges Zubehörstück der alten Büchsenmeister; mit den Ladeschaufeln (74) wurde das Pulver aus den offenen Tonnen geschöpft. (107—109) sind Petardenköpfe, die auf einer Holzunterlage, Madrillenbrett, befestigt, zum Sprengen von Toren oder Mauern dienten.

Unter den übrigen Geschützgattungen des 17. und 18. Jahrhunderts treten besonders hervor: die kleine lafettierte Kanone mit Protze (172) von der Art der bereits in der Eingangshalle vorgeführten Regimentsstückeln. (172a), Modell in halber Grösse eines 6 Pfünder-Regimentsstücks, (191) das 6 Pfünder-Geschützrohr „Ruminus“ mit reichem brandenburgischen

Wappen, 1705 dem Markgrafen Georg Wilhelm von Bayreuth von den Rittern des eben gestifteten Ordens der Aufrichtigkeit, nachmals roten Adlerordens, verehrt. (194) eine Kanone auf alter Lafette von 1694, aus der Nürnberger Werk-



Gezogene Nürnberger Kanone von 1694 (194).

stätte des Georg Memmersdorfer, mit abgedrehtem, das heisst gezogenem Rohr. Das Ziehen der Läufe zur Erhöhung der ballistischen Leistung war zwar bekannt, aber ohne besonderen Wert, da man noch kein Mittel zur Hand hatte, die

Geschosse gehörig in die Züge einzupressen. In Bayern war es Ende des 17. Jahrhunderts der Oberstückhauptmann Johann Stephan Koch, der sich mit der Konstruktion eines gezogenen Rohrsystems für die kurfürstliche Artillerie befasste. (Siehe die Modelle: (193, 237, 241).) Die Feldschlange „Wasserburg“ (226) entstammt der Gusshütte A. L. Ernst in München; als Rohrschmuck trägt sie das kurfürstliche Wappen mit den Initialen Karl Alberts und jenes des Oberlandeszeugmeisters Josef Ignatz Graf von Törring-Jettenbach am Bodenstück bzw. Langfelde. Der 6 Pfünder „Pescara“ (228) zeigt das typische Feldgeschützrohr des ausgehenden 18. Jahrhunderts aus der Zeit Kurfürst Karl Theodors.

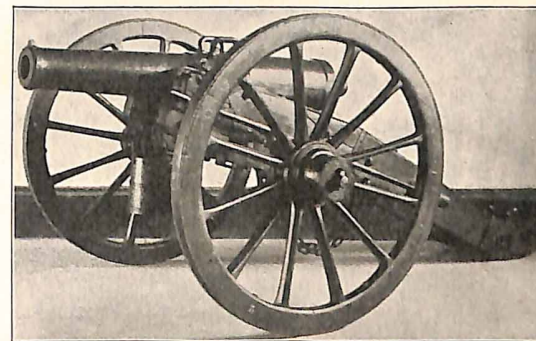
An den Wänden verkörpern die Wallgewehre die kleine mobile Festungsartillerie. Die Wallbüchsen (198, 190), 1746 von dem Bayreuther Büchsenmacher Schueler für die Plassenburg gefertigt, stechen durch ihre besonders langen Läufe hervor.

Von den Stückoffiziersspontonen und den vergoldeten Luntenspiessen (208—217), Würdeabzeichen der Artillerieoffiziere, wendet sich der Blick zu dem trefflichen Kostümbilde (245), dem Porträt des Stückhauptmanns Krauss von Augsburg, hinüber.

Die Entwicklung des bayerischen Artilleriematerials im 19. Jahrhundert ist in (319, 320, 257), den 6- und 12 Pfünder- und 7 Pfünder-Haubitzen des Manson-Systems im Anfangsstadium, in (264) und (291), dem Zollerschen System und glatten 12 Pfünder-Granatkanonen auf der mittleren, und den gezogenen Geschützen (362 und ff.) auf der obersten Stufe veranschaulicht. Die Modelle in den Glaskästen vervollständigen den Ueberblick durch Vorführung der verschiedenen Zwischenglieder, Fahrzeuge und der sonstigen Artilleriezubehörstücke. Um die Granatkanone „Achental“ (291) schlingt sich ein besonderes Gedenkband: in dem unglücklichen Gefechte bei Hünfeld 1866 von der Landstrasse in einen Graben gefallen und hier von den Preussen gefunden, stand sie 38 Jahre lang im Berliner Zeughaus, von wo sie durch Tausch an das Armeemuseum abgegeben wurde.

Im übrigen bedeutet das Jahr 1866 einen einschneidenden Wendepunkt für das bayerische Artilleriewesen, indem gleich nach dem Feldzuge das glatte Geschützmaterial als nicht mehr genügend leistungsfähig verbannt und ausschliesslich durch gezogene Rohre ersetzt wurde. Wie schon oben an-

gedeutet, entbehrte das längst bekannte Ziehen der Rohre so lange noch des inneren Wertes, als die Einpressung des Geschosses in den Zug (Drall) eine mangelhafte blieb. Der Gedanke, die Einpressung durch Konstruktion eines Spitzgeschosses mit Bleimantel und konischem Expansionsholzsiegel zu bewirken, war bereits um das Jahr 1816 von dem bayerischen Ouvrier-Hauptmann Georg Reichenbach aufgegriffen worden (251 Reichenbachgeschütz), hatte aber praktische Ergebnisse für die Verwendung in der heimatischen Artillerie nicht zur Folge gehabt. Die weitere Vervollkommnung des gezogenen Systems ging auf fremdem Boden vor sich. Mit dem Gelingen der Konstruktion gasdicht ab-



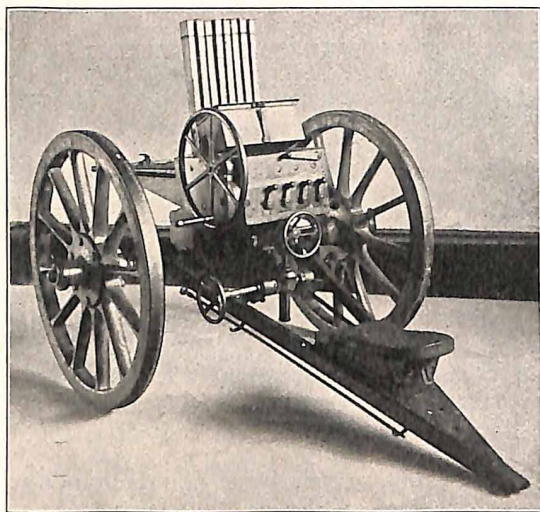
12 Pfünder-Granatkanone „Achental“ (291).

schliessender Rückladeverschlüsse stand man am Ziele. In diesem Sinne konstruierte der damalige bayerische Artillerie-Oberleutnant Caspar Fricker Ende der fünfziger Jahre ein gezogenes Rückladegeschütz aus Gusstahl mit Doppelkeilverschluss (426). Doch glaubte man, als im Jahre 1861 die Einstellung der ersten gezogenen Geschütze in die Kgl. Artillerie zur Tat wurde, das preussische Modell mit Kolbenverschluss nach Konstruktion Krupp (372) vorziehen zu müssen.

Die vier Gattungen des bayerischen Feldgeschütz-Materials im Kriege 1870/71 sind in den Stücken (372) Stahlrohr-6-Pfünder mit Kolbenverschluss von 1861, (383) Stahlrohr-4-Pfünder mit Keilverschluss C/68, (360) Stahlrohr-6-Pfünder mit Doppelkeilverschluss C/68 und (362) Metall-6-Pfünder mit Doppelkeilverschluss C/67 vor Augen gebracht.

Aus den 4-Pfündern wurde nach 1870 die 8 cm- (500), aus den 6-Pfündern die 9 cm-Bronzerohrkanone, indem die bayerischen Artillerietechniker bei dem Vorzuge der immer wieder verwendbaren Bronze vor dem Gusstahl bleiben zu müssen die Ansicht hegten. Im Jahre 1875 erfolgte sodann der Anschluss an das Reichsmaterial C/73 aus Gusstahl (471 und 473). Leider wurde gleichzeitig der uralte Brauch, die Rohre mit Namen zu belegen, fallen gelassen.

Ein Stück besonderer Art ist (519), eine sogen. bayerische Mitrailleuse des Systems Feldl, deren im Loirefeldzuge



Feldl-Kartätschgeschütz (519).

1870/71 zwei Batterien in Tätigkeit traten, jedoch bald wieder wegen nicht genügender Wirkung vom Kriegsschauplatz zurückgezogen werden mussten.

Unheimlich dräuend erscheinen im Hintergrund des Raumes die Feuerschlünde des Festungs- und Belagerungsmaterials, der gewaltige 24-Pfünder (575), die 15 cm-Bronze-kanone (576) und ihre Genossen. So gefährlich sie auch einst dem Feinde gewesen waren, nunmehr sind auch sie als ausgemustert längst den Kriegsveteranen beigelegt.

In der Abteilung der SPEZIALSAMMLUNGEN wird das Auge des Besuchers zunächst durch das von Josef Stieler im heroischen Stil der Zeit um 1816 gemalte Reiterporträt des jugendlichen Prinzen Karl als Oberstinhabers des 1. Kürassier-, heute 1. Schweren Reiterregiments, gefesselt. Zu

Spezial-
sammlungen



Kürassier-Korporal (1. Regt.) um 1850 (1).

beiden Seiten hiervon halten zwei lebenswahre Reiterfiguren, Vertreter der schweren und leichten bayerischen Kavallerie, Kürassier (1) und Chevauleger (3) in Anzug und Ausrüstung um das Jahr 1850 die Ehrenwache.

Aus der Fülle der Bildwerke, die den Raum zu einer kleinen militärischen Gemäldegalerie gestalten, möchten wir herausgreifen: die Porträtfolge bayerischer Offiziere, zumeist Generale aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts; die Originalkartons zu den Fresken im alten Nationalmuseum von



Chevauleger (4. Regt.) um 1850 (3).

Feodor Dietz (58a) „Kronprinz Ludwig auf dem Schlachtfelde von Abensberg“ und (282) „Reiterangriff der Brigade Diez in der Schlacht bei Brienne 1814“; die Bildtafeln zur Uniformenkunde der bayerischen Armee von Anton Hoffmann, Behringer, Louis Braun, Pfeifer und vor allem



Die bayerischen Gewehrsysteme von 1800—1875.

- 1 Amberger Bayonettflinte; 2 Zündhütchengewehr M/42; 3 Dornstutzen;
4. Podewilsrücklader; 5. Werdergewehr M 69; 6. Mausergewehr C/71.
Infanterieseitengewehr; Unteroffizierkorbsäbel; Säbel M/1804; Säbel M/30;
Seitengewehr M/34; Offizierdegen M/18; Offiziersäbel M/35 u. M/55.

die köstlichen Zeichnungen zum Edelsheimischen Reitsystem vom Jahre 1861 (384), in denen der später als Soldaten- und Pferdezeichner rühmlichst bekannt gewordene Leutnant Ludwig von Nagel die ersten Proben seines Talentes ablegte.

Im übrigen dient der Raum hauptsächlich als Aufbewahrungsstätte der zahlreichen militärtechnischen und wissenschaftlichen Modelle, namentlich Projekten von Geschützen und Fahrzeugen; unter ihnen das auf Rückladung konstruierte schwere Positionsgeschütz-Modell des Obersten Friedrich Speck (89), die Modelle der Geschützbohrmaschine aus dem Augsburger Giess- und Bohrhaus für Göpelbetrieb und sonstige altväterische Instrumente und maschinelle Einrichtungen. Unwillkürlich wird der Besucher vor dem interessanten Reliefplan der damals französischen Festung Landau von 1742 seine Schritte hemmen. Aus der Zeit Ludwig XV. von Frankreich stammend, der von sämtlichen Hauptfestungen seines Reiches derartige Modelle anfertigen liess, gelangte das Relief, durch Blücher 1814 in Beschlag genommen, in das Berliner Zeughaus, woraus es Se. Majestät der Deutsche Kaiser dem Münchener Armeemuseum zuzuweisen die Gnade hatte.

Weiterhin gewährt eine reiche Modellsammlung von Schiff- und Zugbrücken, Pontonwagen, Festungsbaubestandteilen usw. Einblick in den Stand des Geniewesens früherer Zeiten. Getragen von der wichtigen Stellung, die der Schanzenbau zu allen Zeiten in der Kriegskunst eingenommen hat, erscheint der Schanzkorb (206) gewissermassen als Symbol der kriegerischen Erdarbeit. So minderwertig auch der Landmann in den Augen des Berufssoldaten erschien, als zusammengetriebenen Schanzbauern versäumte man nicht, ihnen Fahnen nach Art von (257) zu verleihen. Beim Kampf in *den Minengängen und Sappen schützte sich der Mineur und Sappeur mit Bruststücken und Kasketten*, wie sie (238—248) zeigen. In (255) sehen wir eine Rüstung der früheren Geniefeuerwehr zum Eindringen in brennende Gebäude.

Unter den rätselhaften Klumpen (287, 288, 309) bergen sich Reste geschmolzener Gewehre aus dem Brand des Marienberger Zeughauses während der Beschiessung im Sommer 1866.

Eine umfangreiche Sammlung von Gewehren, Karabinern und Pistolen gibt Zeugnis von dem ernstesten Streben der ehemaligen einheimischen Beratungskommissionen für Truppen-

bewaffung, sich über jede fortschrittliche Neuerung auf dem Gebiete der Waffentechnik zu unterrichten und sie für die vaterländische Armee nutzbar zu machen. Während in den Nischen die fremden Gewehrssysteme als seinerzeitige Studienobjekte aufgestellt sind, geben die einzelnen Exemplare auf den Rundgestellen als Niederschlag der Beratungs- und Studienergebnisse einen Überblick über die vier Hauptarten der historischen Schiesswaffen-Ausrüstung der kgl. bayer. Infanterie: Feuerstein-, Zündhütchen-, Werder- und Mausergewehr. Desgleichen gestatten die Gestelle mit Blankwaffen einen Vergleich der bayerischen und ausländischen Typen. In den Glaskästen (460, 461) ist eine reiche Sammlung von Geschossformen, Munitions- und Gewehrzubehörteile zur Schau gestellt. Nicht vorüberzugehen ist an dem Rückladegewehr des Pariser Büchsenmachers Pauly (461/92), das dereinst Napoleon nach der Rückkehr von Elba als Projekt zur Einführung als Armeewaffe vorlag, vielleicht noch mehr beachtenswert, weil Dreyse, der Erfinder des Zündnadelsystems, als Geselle bei Pauly arbeitend, von ihm seine technisch weltbewegenden Gedanken ableitete.

In Glaskasten (1029) kann man durch fast ein Jahrhundert hindurch die Entwicklungsgeschichte der einheimischen militärischen Kopfbedeckung verfolgen. Interessant ist hiebei die Beobachtung, wie jedesmal nach Rückkehr aus einem Feldzuge der Kampf gegen den unpraktischen Wollkamm als Helmschmuck einsetzt, indem man ihn schon nach 1815 durch einen massiven Leder- oder Metallkamm zu ersetzen gedachte, Versuche, bei denen allerdings die greulichsten Zerrbilder von Modellen zutage traten. General Theobald beantragte die alte ehrwürdige Pickelhaube wieder hervorzuholen und sie mit einem in einem Trichter ruhenden Rosshaarbusch zu schmücken. Das Projekt des Kriegsministers Lüder, Ende der fünfziger Jahre, liess den Kamm zu einem Würstchen zusammenschrumpfen; nach 1866 kam eine Kopfbedeckung nach Art der Feuerwehrhelme in Vorschlag; aber immer wieder siegte die Volkstümlichkeit der zum Nationalabzeichen gewordenen Raupe, bis schliesslich im Jahre 1886 das praktische Bedürfnis über das sentimentale Pietätsempfinden überwog.

Eine Folge von Militärkostümnachbildungen in den Schränken (9, 1058), die die Entwicklung der vaterländischen Kriegertracht seit dem Aufkommen der stehenden Heere

bis Anfang des 19. Jahrhunderts vor den Augen des Beschauers entrollt, beschliesst die Ausstellung im Saale der Sondersammlungen. Vorzüglich geeignet für historische Bekleidungen bei militärischen Erinnerungsfesten, wirklich getreue Vorwürfe an Stelle der früheren Phantasiegebilde zu liefern, wird auch sie, wie jeder andere einzelne Gegenstand des Museums, der Bestimmung gerecht, auf heeresgeschichtlichem Gebiet die Einsicht zu fördern und sie den weitesten Kreisen zugänglich zu machen.

„Ohne Kenntnis der Vaterlandsgeschichte, keine wahre Vaterlandsliebe“, tat ein bayerischer Fürst einst den beherzigenswerten Ausspruch. Nur wer von dem Werden, Wachsen und Kämpfen der heimischen Kriegsmacht Wissen hat, wird ihr auch wirklich offenen Herzens gegenüber stehen.



